

MITTEILUNGEN

des Deutschen Germanistenverbandes

**Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation
in der Germanistik. Informieren – Recherchieren –
Publizieren – Partizipieren**

Herausgegeben von

Albrecht Hausmann / Volker Michel / Ariane Rau

Aktuelles Forum

**Das Deutschbuch als Forschungsgegenstand –
eine Bestandsaufnahme**

Von Christine Ott

Die MITTEILUNGEN des Deutschen Germanistenverbandes widmen sich jeweils einem fachwissenschaftlichen, fachdidaktischen, wissenschafts- oder bildungspolitischen Schwerpunktthema. Das »Aktuelle Forum« bietet ergänzend einen Beitrag zu Fragen von Didaktik und Deutschunterricht und richtet sich besonders an Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer.

MITTEILUNGEN des Deutschen Germanistenverbandes (DGV)

Herausgeber: DEUTSCHER GERMANISTENVERBAND
Gesellschaft für Hochschulgermanistik: Prof. Dr. Nine Miedema, Universität des Saarlandes, Professur für Deutsche Philologie des Mittelalters und Deutsche Sprache, Campus A2 2, D-66123 Saarbrücken, Tel.: 0681 / 302-6610, nine.miedema@mx.uni-saarland.de
Fachverband Deutsch: Dr. Beate Kennedy, Eichenallee 2a, D-24340 Windeby, Tel.: 04351 / 46629, beate.kennedy@me.com

Heftherausgebende: Prof. Dr. Albrecht Hausmann, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Institut für Germanistik, Postfach 2503, D-26111 Oldenburg, Tel.: 0441 / 798-4925, albrecht.hausmann@uol.de
Dr. Volker Michel, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Bockenheimer Landstr. 134–138, D-60325 Frankfurt am Main, Tel.: 069 / 798-39786, v.michel@ub.uni-frankfurt.de
Ariane Rau, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Bockenheimer Landstr. 134–138, D-60325 Frankfurt am Main, Tel.: 069 / 798-28809, a.rau@ub.uni-frankfurt.de

Redaktion für das Forum des Fachverbands Deutsch: Dr. Gisela Beste, Nikolsburger Str. 4, D-10717 Berlin, Tel.: 030 / 33772936, g.beste@gmx.de
(verantw. i. S. d. niedersächs. Pressegesetzes)

Dieses Werk ist als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz BY International 4.0 (»Namensnennung«) unter dem DOI 10.14220/mdge.2019.66.issue-3 abzurufen. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung des Vorstandes wieder.

Beitrittsformulare können über die Webseite des Verbandes heruntergeladen werden: <http://www.germanistenverband.de/>

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich und ist zu bestellen beim Leserservice HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice mbH, Holzwiesenstr. 2, D-72127 Kusterdingen, Tel.: 07071 / 9353-16, Fax: -93, v-r-journals@hgv-online.de. Einzelheft print € 16 [D] / € 17 [A]. Abo print + online: Jahrgang € 52 [D] / € 53,50 [A], Jahrgang Institutionenpreis ab € 103 [D] / € 105,90 [A] (e-only: € 113). Alle Preise zzgl. Porto. Preisänderungen vorbehalten. Ein Abonnement verlängert sich um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht zum 1. Oktober erfolgt ist. DGV-Mitglieder erhalten die Hefte im Rahmen ihrer Mitgliedschaft kostenfrei.

Verlag: V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen
Tel.: 0551 / 5084-308, Fax: 0551 / 5084-422
www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com, info-unipress@v-r.de

ISSN 0418-9426

© 2019, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen

Verantwortlich für die Anzeigen: Anja Küttemeyer, Vandenhoeck & Ruprecht, anja.kuetemeyer@v-r.de

Druck: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck

Inhalt

Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation in der Germanistik. Informieren – Recherchieren – Publizieren – Partizipieren

| | |
|---|-----|
| Albrecht Hausmann / Volker Michel / Ariane Rau | |
| Einleitung | 211 |
| Volker Michel / Ariane Rau | |
| Gekommen, um zu bleiben – Der Fachinformationsdienst Germanistik als digitaler Forschungsbegleiter | 216 |
| Karolin Bubke | |
| Literaturrecherche und Informationszugang im Fach Germanistik: Wie verändert sich das Angebot einer Universitätsbibliothek durch die Digitalisierung? | 226 |
| Anne Baillot | |
| Digitales Publizieren und Open Access in der Germanistik | 237 |
| Albrecht Hausmann | |
| Wissenschaftsnahes Publizieren im digitalen Zeitalter. Oder: Machen wir es doch einfach selber! | 248 |
| Alexander Lasch | |
| Wissenschaftsvermittlung auf Blogs | 255 |
| Anatol Stefanowitsch | |
| Das Sprachlog – Zehn Jahre Wissenschaftsbloggen und die Lektionen daraus | 263 |
| Björn Gebert / Lena van Beek | |
| Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Publikationsmedien: Das Beispiel <i>Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte</i> | 273 |
| Andrea Geier / Markus Gottschling | |
| Wissenschaftskommunikation auf Twitter? Eine Chance für die Geis- teswissenschaften! | 282 |

Aktuelles Forum

Christine Ott

Das Deutschbuch als Forschungsgegenstand – eine Bestandsaufnahme . 292

Die Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation in der Germanistik. Informieren – Recherchieren – Publizieren – Partizipieren

Einleitung

Albrecht Hausmann / Volker Michel / Ariane Rau

›Digitalisierung‹ bedeutet für die Germanistik weit mehr als die Entwicklung neuer digitaler Forschungsmethoden und die Identifizierung von Forschungsfeldern im Bereich der ›Digital Humanities‹. Die Digitalisierung verändert das Fach vielmehr grundlegend und geht mit einem tiefgreifenden forschungskulturellen Wandel einher, der weitreichende Konsequenzen sowohl für das Selbstverständnis als auch für die Forschungs- und Kommunikationspraxis in der Germanistik hat. Konnte man vor 25 Jahren vielleicht noch glauben, dass ›das Internet‹ lediglich zur Übersetzung altbekannter Arbeitstechniken und Formate in ein neues und deutlich bequemer Medium führen würde, ist inzwischen evident, dass völlig neue Praktiken und Konzepte entstanden sind und weiterhin entstehen, die zu jenen der analogen Welt in einem komplexen Verhältnis stehen. Online-Kataloge und digitale Datenbanken, elektronische Volltexte oder online verfügbare Scans riesiger historischer Buchbestände ermöglichen und initiieren ganz andere Fragestellungen und Arbeitsformen als im ›analogen‹ Zeitalter; die sozialen Medien haben das Kommunikationsverhalten auch in der Wissenschaft verändert und erlauben Formen ortsunabhängiger Zusammenarbeit, die früher undenkbar gewesen wären. Aber auch die Open-Access-Bewegung verdankt sich letztlich dem Umstand, dass Texte im weltweiten Netz sehr einfach und mit sehr geringen Reproduktionskosten verfügbar gemacht werden können. Im Forschungskontext selbst begleiten originär computergestützte Methoden die Verlagerung ins ›Digitale‹ und gewinnen zunehmend an Akzeptanz. Dies zeigt sich zum einen in einer stetig wachsenden transdisziplinären Digital-Humanities-Community, zum anderen in der Forschungsförderung und dem ansteigenden Interesse an digitalen Clustern, die innovative Projekte in den Fokus rücken. Für die Germanistik sind die Anwendungsbereiche dabei ebenso heterogen wie vielversprechend: Gehören in der germanistischen Linguistik vernetzte (Korpus-)Infrastruktursysteme, datenbasierte Sprachtechnologien und empirische Paradigmen (vgl. Lobin/Schneider/Witt 2018) mittlerweile zum Standard, werden

mit der literaturwissenschaftlichen Forschung gegenwärtig eher noch verhalten digitale Verfahren assoziiert, die sich meist auf digitale Editionen und Textanalysen beschränken.¹ Dass im »Ruf nach Digitalität« (Börner/Straub/Zolles 2018, S. 8) und im generellen digitalen Umgang mit Sprache, Text und Diskurs für die germanistische Gemeinschaft ein enormes Bereicherungspotential liegt, gerät dabei gelegentlich aus dem Blick: Quantitative Verfahren ermöglichen eine erhöhte Effektivität bei der Analyse großer Textmengen, neue Zugriffsoptionen etwa auf Textkorpora beschleunigen den Forschungsprozess, die digitale Autorschaft und Open-Access-Publikationen fördern die wissenschaftliche Transparenz, kollaboratives Arbeiten z. B. bei der Redaktion einer elektronischen Zeitschrift wird durch Software-Anwendungen wie »Open Journal Systems« erleichtert.

Das vorliegende Heft beschäftigt sich mit den Chancen, aber auch den Risiken der Digitalisierung in der Germanistik und ist dabei nicht auf den häufig diskutierten Bereich der »Digital Humanities« fokussiert, sondern auf jene Praktiken und Konzepte, die im Ergebnis eine »Digitalisierung« der wissenschaftlichen Arbeitstechniken und Kommunikationsformen bedeuten. Es geht uns also gerade nicht um digitalisierte Forschung selbst, sondern um Veränderungen der Fachkultur, die z. B. in der veränderten Rolle der Bibliotheken und überhaupt der »Literaturversorgung«, in neuen Recherche- und Publikationsformen, aber auch in neuen Praktiken und Möglichkeiten wissenschaftlichen Interagierens und Kommunizierens im Netz zum Ausdruck kommen. Auf diese Entwicklung reagiert in besonderem Umfang der Fachinformationsdienst (FID) Germanistik als eine Infrastrukturmaßnahme, in der die vielfältigen Bedürfnisse der germanistischen Forschung berücksichtigt und digitale Angebote gebündelt werden. Das vorliegende Heft der *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* bildet daher unter anderem die Kooperation zwischen DGV und FID ab, personell in Form des DGV-Vorstandsmitglieds Prof. Dr. Albrecht Hausmann sowie des FID-Projektleiters Dr. Volker Michel und der FID-Projekt Koordinatorin Ariane Rau als beteiligte Herausgeber_innen. Zu Wort kommen insbesondere Fachvertreter_innen, die sich den Herausforderungen einer digital orientierten Germanistik widmen und durch Projekte, institutionelle Anbindungen oder persönliche Motivationen in die Thematik involviert sind.

Wenn immer mehr Ressourcen (Volltexte, Digitalisate historischer Buchbestände, Kataloge usw.) und Informationen »von überall aus« im Netz verfügbar sind, stellt sich zum einen die Frage nach der koordinierenden Rolle zentraler Informationsdienste, zum anderen muss sich aber auch die lokale Bibliothek – also etwa die Universitätsbibliothek vor Ort – in ihren Aufgaben neu definieren.

1 Prägnant zusammengefasst werden die Interessen der digital ausgerichteten germanistischen Teilbereiche in den Konzeptpapieren, die im Rahmen des Symposiums »Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften« (26.–29. Mai 2016) entstanden sind, vgl. Habermann 2016; Müller 2016; Jannidis 2016.

Dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten ›Fachinformationsdienst Germanistik‹ (FID Germanistik) kommt in dem hier sichtbaren Prozess eine hohe Bedeutung zu, weil er digitale Angebote bündelt und dabei – auch unterstützt durch die Expertise des Deutschen Germanistenverbandes – die vielfältigen Bedürfnisse der germanistischen Forschung berücksichtigt. In ihrem Beitrag stellen Volker Michel und Ariane Rau die konzeptionellen Grundlagen, die Funktionen und die Perspektiven dieser zentralen Anlaufstelle für die Germanistik im Netz dar.

Je mehr Ressourcen in zentralen ›virtuellen‹ Orten wie dem FID zusammengefasst werden, desto mehr stellt sich die Frage nach der Rolle der lokalen Bibliothek und der dort angesiedelten germanistischen Fachreferentinnen und Fachreferenten. Karolin Bubke zeigt in ihrem Beitrag am Beispiel einer mittelgroßen Universitätsbibliothek, wie zum einen die Erwartungen einer mit ›Google und Co.‹ aufgewachsenen Studierendengeneration, zum anderen aber auch digitalisierte Rechercheinstrumente wie Online-Fachbibliographien und ›Discovery Systeme‹ den Bedarf nach Unterstützung und Beratung vor Ort bei der Literaturrecherche eher erhöhen als vermindern. Deutlich wird aber auch, dass die Anschaffungspolitik lokaler Bibliotheken angesichts der Lizenzierungsmodelle für digitale Literatur vor erheblichen Herausforderungen steht.

Recht unterschiedliche, ja gegensätzliche Positionen vertreten die beiden Beiträge zum digitalen Publizieren von Anne Baillot und Albrecht Hausmann. Baillot betont aus einer medientheoretisch informierten Perspektive heraus die grundsätzliche Andersartigkeit des digitalen Publizierens, die eine Fülle von Herausforderungen für die etablierten Konzepte von Qualitätssicherung, Qualifikation usw. bereit halte. Während Baillot die Spezifiken hervorhebt (z. B. Auflösung der Textstabilität zugunsten einer prozessualen Textualität, die auch ein ständiges Weiterschreiben am Text ermöglicht; Ablösung der gängigen Autorschaftskonzeption durch ein Modell multipler oder kollektiver Autorschaft), geht Hausmann bei seiner Vorstellung einer mediävistischen Online-Zeitschrift davon aus, dass das digitale Medium sehr wohl auch Konventionen des analogen Publizierens fortschreiben kann und vielleicht sogar muss, weil nur ein behutsamer Wandel die Akzeptanz in der wissenschaftlichen Community gewährleisten würde. Dass dabei freilich auch die neuen Möglichkeiten genutzt werden sollten, wird von Hausmann ebenfalls betont.

Spätestens seit jener Entwicklung, die man heute als ›Web 2.0‹ bezeichnet, verfließen die Grenzen zwischen Publizieren und partizipativem Interagieren im Netz. In unterschiedlicher Weise verstehen sich Blogs und Microblogging-Dienste als Medien der Wissenschaftskommunikation nach außen, als Werkzeuge interaktiver wissenschaftlicher Forschung oder als Möglichkeit der wissenschaftsinternen Vernetzung. Gemeinsam ist diesen verschiedenen Spielarten, dass sie in der traditionellen Anerkennungskultur des Faches bzw. der Geistes- und Kulturwissenschaften allgemein nach wie vor einen ungeklärten oder prekären Status haben, so dass sich für die Akteure die Frage nach dem symbolischen

›Ertrag‹ des investierten Aufwands stellt. Alexander Lasch problematisiert in seinem einführenden Beitrag zu Blogs in der Wissenschaft insbesondere, dass sich aktive Wissenschaftsblogger häufig einem ›Prokrastinationsverdacht‹ aussetzen; in den auf Prestigeerwerb angelegten wissenschaftlichen Qualifikationswegen kann das Bloggen also sogar negativ wirksam werden. Anatol Stefanowitsch zeigt anhand des von ihm selbst (und anderen) über Jahre betriebenen Blogs ›Sprachlog‹, wo die Potentiale, aber auch die Grenzen der Wissenschaftskommunikation qua Blog liegen. Auch hier wird deutlich, dass das Verhältnis von Aufwand und ›Gewinn‹ immer wieder neu zu taxieren ist.

Ein relativ großes und sich selbst eher als Publikationsorgan begreifendes Projekt mit Schwerpunkt in der Geschichtswissenschaft stellen Björn Gebert und Lena van Beek vor. Hier ist der Schritt in die Institutionalisierung und auch die Integration in wissenschaftliche Anerkennungsmodelle zumindest teilweise schon vollzogen, einige der Publikations- und Interaktionsformate sind inzwischen klar etabliert. Während hier ein eigener Blog mit eigener Homepage eingerichtet wurde, zeigt der letzte Beitrag unseres Schwerpunktes, wie die Möglichkeiten des Microblogging-Dienstes Twitter für die Wissenschaftskommunikation genutzt werden können. Dabei komme es, so Andrea Geier und Markus Gottschling, darauf an, die besonderen medialen und kommunikativen Bedingungen von Twitter, insbesondere die hohe zeitliche Dynamik, ins Kalkül zu ziehen. Beim Twittern geht es nicht mehr darum, ›seine Seite‹ zu füllen, sondern z. B. über Hashtags Diskurse zu etablieren.

Die Beiträge des Heftes zeigen: Der Prozess der Digitalisierung germanistischer Wissenschaftspraxis ist in vollem Gang, vieles ist noch unabgeschlossen und ungeklärt. Ob z. B. die Wissenschaftsverlage ihre dominierende Stellung im Anerkennungssystem der Germanistik behalten werden, ob etablierte Instanzen der Verteilung von ›Prestige‹ zugunsten eher partizipativer Strukturen aufgelöst oder nur durch andere ersetzt werden – all das ist noch nicht wirklich abzusehen. Man darf gespannt sein.

Literatur

- Börner, Ingo/Straub, Wolfgang/Zolles, Christian (Hgg.): Germanistik digital: Digital Humanities in der Sprach- und Literaturwissenschaft. Wien 2018.
- Habermann, Mechthild: Die Rolle der Digitalisierung im Fach ›Germanistische Linguistik‹. In: Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften, Konzeptpapiere. 04.07.2016, online unter <https://digigeist.hypotheses.org/129>, aufgerufen am 26.04.2019.
- Jannidis, Fotis: Digitale Literaturwissenschaft. In: Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften, Konzeptpapiere. 04.07.2016, online unter <https://digigeist.hypotheses.org/114>, aufgerufen am 26.04.2019.
- Lobin, Henning/Schneider, Roman/Witt, Andreas (Hgg.): Digitale Infrastrukturen für die germanistische Forschung. Berlin 2018, online unter <https://ids-pub.bsz-bw.de/>

frontdoor/index/index/docId/7678, DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110538663>, aufgerufen am 26.04.2019.

Müller, Stephan: Digitalität in der mediävistischen Forschung. In: Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften, Konzeptpapiere. 04.07.2016, online unter <https://digigeist.hypotheses.org/103>, aufgerufen am 26.04.2019.

Prof. Dr. Albrecht Hausmann, Institut für Germanistik, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, albrecht.hausmann@uni-oldenburg.de

Dr. Volker Michel, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M., v.michel@ub.uni-frankfurt.de

Ariane Rau, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M., a.rau@ub.uni-frankfurt.de

Gekommen, um zu bleiben – Der Fachinformationsdienst Germanistik als digitaler Forschungsbegleiter

Volker Michel / Ariane Rau

Aktuell erleben wissenschaftliche Bibliotheken in Deutschland einen Paradigmenwechsel, maßgeblich initiiert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft als wichtigste bibliotheksrelevante Förderinstitution: *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft (FID)* heißt das Infrastrukturprogramm der Stunde, das eine ältere Förderlinie ersetzt. Das vorherige, am Gedanken einer Art ›Universalbibliothek‹ angelehnte Programm ist nun stärker fachspezifisch ausgerichtet und bietet so Raum für neue Infrastrukturen im Fach, beispielsweise im Bereich einer auf das Fach zugeschnittenen Literaturrecherche. Diese bietet für Forschende einen erheblichen Mehrwert, denn jetzt gilt die Devise: Eine Bibliothek muss nicht mehr alles besitzen, aber (fast) alles soll man finden können. Dies gilt auch in der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Verfolgt wird dieser Leitgedanke seit Juli 2018 im *Fachinformationsdienst (FID) Germanistik*.

1. Digitale Infrastrukturen für das Fach

Im Folgenden wird also mit dem *FID Germanistik* ein Vorhaben beschrieben, das – so jedenfalls der Anspruch – künftig nicht mehr aus der Forschungspraxis von Germanist_innen wegzudenken sein soll. Dienstanbieter und Infrastrukturegeber ist im Falle des FID Germanistik nicht zufällig die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg in Frankfurt am Main: Die DFG wies in den Jahren 1950/51 der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main aufgrund der im lokalen Bestand stark vertretenen sprach- und literaturwissenschaftlichen Titel u. a. die *Sondersammelgebiete (SSG) Allgemeine Germanistik und Deutsche Sprache und Literatur* zu, die 2004 unter dem Namen *Germanistik, Deutsche Sprache und Literatur* zusammengefasst wurden. Zwei wesentliche Arbeitsinstrumente der Germanistik werden seit jeher vor Ort verantwortet: zum einen seit 1957 die *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL)*, zum anderen das Fachportal *Germanistik im Netz (GiN)*.

Die DFG-Projektförderung einer *Virtuellen Fachbibliothek Germanistik*¹ begann Ende 2004. die zusätzliche Bezeichnung *Germanistik im Netz* rührte vom

1 <http://www.germanistik-im-netz.de>.

Wunsch nach einem griffigen, prägnanten Namen her. Germanistik im Netz, kurz GiN, online seit Juni 2006, hat ein solides Standing innerhalb der germanistischen Gemeinschaft gefunden, ist vielfach auf fachrelevanten Websites verlinkt und wird auch künftig als Einstiegsseite für die vielfältigen Serviceleistungen des *FID Germanistik*² dienen.

Als verlässliche Einrichtung des Erwerbens, Erschließens und Bewahrens von Wissensmedien ist die Institution Bibliothek als infrastrukturelle Schnittstelle zur Fachcommunity prädestiniert und »damit auch aufgerufen, gemeinsam mit den geisteswissenschaftlichen Forschenden, die entsprechenden digitalen Kulturtechniken zu entwickeln, zu pflegen und zu vermitteln« (Rapp 2013, S. 349). Dass allerdings bibliothekarische Vorhaben nicht sofort die Aufmerksamkeit ihrer anvisierten Zielgruppe gewinnen können, mag vielleicht auch am »Labeling« liegen, für das sich in der Regel übergeordnete Förderinstitutionen verantwortlich zeigen. So waren die SSG, die über 60 Jahre lang DFG-Förderung genossen, über Jahrzehnte hinweg nicht wenigen Fachvertreter_innen völlig unbekannt – ein Umstand, der letztlich dazu beigetragen haben mag, dass die SSG fächerübergreifend durch die FID abgelöst wurden. Diesem seit 2014 etablierten, also noch »jungen« DFG-Förderprogramm soll das Stigma der Unbekanntheit erspart bleiben. Einen Beitrag hierzu möchte auch dieser Aufsatz leisten. Doch um die projektierten Serviceangebote nachvollziehen zu können, sind die fachrelevanten Eigenheiten zu benennen, die die Spezifika eines *FID Germanistik* ausmachen.

2. Einheit und Vielfalt der Germanistik

Eine der wichtigsten Entscheidungen, die mit einem *FID Germanistik* verbunden ist, war jene, die Germanistik auch in Anbetracht der künftig fortschreitenden Digitalisierung und weiterer Debatten im Fach als Einheit zu begreifen. Selbstverständlich ist dies mit einigen Herausforderungen verbunden. Doch ohne das kritikwürdige Wort von der »Nationalphilologie« zu bemühen, lässt sich konstatieren, dass die Germanistik hierzulande die größte Disziplin innerhalb der Geisteswissenschaften ist. Mehr noch: Wenn man auf die aktuelle deutsche Hochschulstatistik blickt, ist die Germanistik, gemessen an der Zahl der Studierenden (im WS 2017/18 um die 75.000), das achtgrößte Fach, das an Universitäten gelehrt wird (Statistisches Bundesamt 2018a, S. 36). 2017 wurden dort unter »hauptberuflich wissenschaftliches Personal (Germanistik/Deutsch, germanische Sprachen)« 3.538 Menschen gezählt (Statistisches Bundesamt 2018b, S. 24). Der Organisationsgrad ist gleichfalls hoch, die Gesellschaft für Hochschulgermanistik im Deutschen Germanistenverband³ umfasst mittlerweile gut 1.000 Mitglieder.

2 Eine neue technische Infrastruktur auf Basis des Content Management Systems TYPO3 ist dabei fester Bestandteil der grundlegenden Neugestaltung von GiN.

3 Vgl. <http://www.germanistenverband.de/index.php/hochschulgermanistik>.

Wie viele davon zu welchem der drei großen Teilbereiche Linguistik, Mediävistik und NDL gehören, wird nicht erfasst, zu konstatieren ist jedoch eine »nie zuvor erreichte Zahl forschender und lehrender Germanistinnen und Germanisten«, die eine »präzedenzlose Menge germanistischer Publikationen« (Lepper 2012, S. 496) produzieren.

Nun wird einerseits das Fach *Deutsche Sprache und Literatur* häufig als *die* Germanistik und damit als homogene Disziplin wahrgenommen, andererseits wird wiederkehrend betont, dass sich die großen Teilfächer intrinsisch hochspezialisiert und damit voneinander abgespalten haben, so dass sie als völlig eigenständig zu betrachten sind. War es zunächst die Reaktion auf wechselnde Forschungsmoden und die umstrittene Kontroverse um eine philologische bzw. »germanistische Wende« in der Germanistik mit »einer entschleunigenden Rückbesinnung auf zentrale Gegenstände und Verfahren« (Bleumer/Franceschini/Habscheid/Werber 2013, S. 10), reiht sich in der Frage nach der Homogenität des Faches nunmehr auch eine Uneinigkeit zwischen »Digitaleuphorie« (Baum 2017, S. 322) und digitaler Skepsis ein.

Trotzdem wird von den allermeisten Fachvertreter_innen großer Wert darauf gelegt, die Einheit des Faches zu betonen und einer Spaltung der Germanistik entgegenzuwirken, gehöre doch die »Tradition der krisenhaften Selbstwahrnehmung« ebenso zu ihrer Geschichte wie die Klage über den »disziplinären Kohäsionsverlust« (Strohschneider 2015, S. 59; 65). Ort der (Selbst-)Reflexion und der programmatischen Verlautbarungen sind häufig die Germanistentage als zentrale Fachveranstaltungen. Auf dem 25. Germanistentag in Bayreuth (September 2016) plädierte der damalige DGV-Präsident Martin Huber für die Germanistik als Ganzes. In Bayreuth kamen über 800 Germanist_innen zusammen. In über 100 Panels waren Beiträge zu hören, die die ganze Bandbreite des Faches vor Augen führten und von linguistischen Analysen von Arztgesprächen über das Erzählen im Mittelalter bis zu narratologischen Strategien in Computerspielen reichten. Die Vielfalt germanistischer Forschungsrichtungen und -themen korrespondiert mit dem Ansatz, einen *FID Germanistik* zu realisieren, und nicht beispielsweise einen Servicedienst ausschließlich für die »germanistische Literaturwissenschaft«. ⁴

4 Innerhalb des Deutschen Germanistenverbands existieren ebenfalls keine Unterteilungen in thematische Sektionen, unterschieden wird allerdings zwischen der Gesellschaft für Hochschulgermanistik und dem Fachverband Deutsch. Dass ein FID in erster Linie auf die Hochschulgermanistik ausgerichtet ist, steht außer Frage.

3. Fachinformationen und die Forschungscommunity

Die fachliche Situierung des FID für das Fach als Ganzes geht folglich mit einer Berücksichtigung aller germanistisch Forschenden einher. Um dieser Erscheinungsform zu entsprechen, bedarf es seitens des FID einer gewissen Informationsvorleistung für die Forschungscommunity. Damit ist zunächst die Frage verbunden, was sich genau hinter dem Label bzw. Akronym »FID« verbirgt: »Fachinformationsdienste für die Wissenschaft« mag nicht gleich erhellend klingen, dahinter steckt folgende Idee: In Kooperation mit der jeweiligen wissenschaftlichen Zielgruppe sollen binnen eines beschränkten Projektzeitraums von zunächst drei Jahren Serviceleistungen erarbeitet werden, um die wissenschaftliche Informationsversorgung zu optimieren, angefangen von Angeboten zur umfassenden fachspezifischen Literaturrecherche unter Berücksichtigung digitaler Ressourcen bis hin zu Serviceleistungen im Sektor wissenschaftliches Publizieren. In der Regel ist hier eine Hochschul- oder Spezialbibliothek federführend (d.h. antragstellend bei der DFG), die durch ihre Bestände besonders einschlägig für ein Fach ist. Zusammengefasst findet sich dieser Anspruch in den DFG-Richtlinien *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft* (vgl. DFG 2018) wieder. In diesen enthalten sind überdies wesentliche Grundsätze, zum einen: »Bei der Ausgestaltung der Fachinformationsdienste stehen die Forschungsinteressen der Fächer im Mittelpunkt, wobei die FID-Bibliothek für den Dialog mit der Forschung verantwortlich ist« (DFG 2018, S. 5); der zweite Grundsatz lautet »Die Leistungen der FID grenzen sich von den Grundaufgaben wissenschaftlicher Bibliotheken ab und stellen einen Mehrwert gegenüber bestehenden Angeboten dar« (ebd., S. 6).

4. FID Germanistik – Genese und Kooperationen

Das im ersten Grundsatz enthaltene Plädoyer für einen offenen Dialog mit der Forschung verfolgt der FID schon seit geraumer Zeit. Im Vorfeld der Beantragung wurde mit einer Reihe von Maßnahmen die unmittelbare Rückkopplung mit der Zielgruppe gesucht. Mit der Gesellschaft für Hochschulgermanistik im Deutschen Germanistenverband (DGV) wurde Mitte 2014 eine Online-Bedarfsabfrage vereinbart.⁵ Erarbeitet wurde diese Abfrage mit technischer Unterstützung der E-Learning-Einrichtung *studiumdigitale* an der Frankfurter Goethe-Universität. Aussagekräftig waren Hinweise in puncto Zufriedenheit mit der jeweiligen lokalen Informationsversorgung (sehr hoch), der Medienpräferenz (Print-Fixiertheit, sowohl was Monografien als auch Zeitschriften angeht), der zu berücksichtigenden Publikationssprachen wie generell der Profilbildung bei Er-

5 Der Deutsche Germanistenverband hatte zum Zeitpunkt der Umfrage 1.650 Mitglieder, davon 1.032 im Teilverband Hochschulgermanistik.

werb bzw. Nachweis von Forschungsliteratur. Die bisherige Erwerbungsstrategie der UB Frankfurt wurde bestätigt, weder wünschte man sich Veröffentlichungen in anderen Sprachen als Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch, noch sollte das breit gefächerte Erwerbungsprofil, das bis auf didaktische Titel alle Bereiche der stark ausdifferenzierten Germanistik berücksichtigt, modifiziert werden. Der Fachreferent stellte die Umfrageergebnisse auf der DGV-Vorstandssitzung Ende 2014 vor. In den folgenden Monaten wurde der Austausch zwischen Vertreter_innen der Gesellschaft für Hochschulgermanistik im Deutschen Germanistenverband und der UB Frankfurt fortgesetzt. Verabredet wurde u. a. eine Usability-Studie zu GiN. Diese fand im Juni 2016 im Frankfurter Usability Lab statt. Testpersonen (Professor_innen, Doktorand_innen, wissenschaftliche Mitarbeiter_innen) mussten Rechercheaufgaben lösen und dabei ihre Vorgehensweise via ›Thinking aloud‹-Methode erläutern, wobei ihre Kommentare sowie die dazugehörigen Mausebewegungen auf dem Bildschirm per Desktop Capturing aufgezeichnet und ausgewertet wurden. Im Anschluss daran konnten die Proband_innen ihre Recherchezufriedenheit sowie inhaltliche Verbesserungsmöglichkeiten schriftlich in einem vorbereiteten Fragebogen darlegen. Die Umfrageergebnisse inklusive der Erträge der Usability-Studie waren wesentliche Grundlagen für den Antrag zu einem FID, der schließlich Ende 2017 bewilligt wurde.

Ebenfalls in den Antrag involviert sind Impulsgeber der Forschung. Zwar ist die UB Frankfurt alleiniger Antragsteller des FID, doch ist dieses ambitionierte Vorhaben natürlich nicht ohne Mitstreiter zu stemmen, die über einen Letter of Intent ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit und die Lieferung von Inhalten zugesichert haben. Dazu zählt natürlich der Deutsche Germanistenverband, der u. a. das Online-Verzeichnis der Hochschulgermanistik mit ins Portal einbringen wird; dazu zählen Akademie-Vorhaben wie das Deutsche Textarchiv (DTA), der Handschriftencensus und das Projekt Gelehrte Journale und Zeitschriften der Aufklärung (GJZ18), außeruniversitäre Forschungseinrichtungen wie das Freie Deutsche Hochstift und das Institut für Deutsche Sprache, aber auch literarische Gesellschaften wie die Hofmannsthal-Gesellschaft oder weitere Partner, u. a. die Mailingliste H-Germanistik. Zum Zwecke der Qualitätssicherung und inhaltlichen Steuerung begleiten ein breit aufgestellter Projektbeirat, bestehend aus hochrangigen Vertreter_innen aller drei germanistischen Teilbereiche, aber auch engagierten Kolleg_innen aus dem Bibliothekssektor, das Vorhaben.

5. FID Germanistik – Module

Die langwierige Konzeptfindungsphase inklusive der ihr immanenten Community-Diskussionen wurden verdichtet zu einer FID-Agenda, innerhalb derer ›Publizieren‹, ›Informieren‹, ›Recherchieren‹ und ›Forschen‹ als zentrale Aktivitäten philologischer Praxis benannt wurden, die es im Vorhaben abzubilden

galt. Innerhalb des Fachportals GiN werden diese Aktivitäten als Module abgebildet.

Das erste Modul ›Publizieren‹ umfasst in erster Linie Open-Access-Services zur elektronischen Publikation von Forschungsergebnissen und wird über den Dokumentenserver GiNDok (seit 2006 Bestandteil von GiN) sowie einen Hosting-Service für e-Journals und periodisch erscheinende digitale Schriftenreihen vorangetrieben. Wie bisher soll GiNDok Einzelpersonen für die Erst- und Zweitpublikation zur Verfügung stehen, zudem als Weiterentwicklung Verlagen als zusätzliche Verbreitungsplattform dienen und verschiedene Kooperationsmodelle anbieten, wie z.B. die Open-Access-Zweitveröffentlichung nach Embargofrist, die Publikationen einzelner Beiträge aus aktuellen Sammelbänden oder die Veröffentlichung von zusätzlichem Bild- oder Quellenmaterial. GiNDok möchte sich zudem als Repositorium für Institutionen, Projekte und wissenschaftliche Gesellschaften anbieten, die ihrerseits keinen Archivserver betreiben oder die künftig ihre Veröffentlichungen zwecks verbesserter Sichtbarkeit online publizieren wollen.

Ein Sonderfall innerhalb des Moduls ›Publizieren‹ stellt die Zusammenarbeit mit dem Onlineverzeichnis der Hochschulgermanistik⁶ dar, das bio-bibliographische Daten zu über 7.500 Germanist_innen weltweit enthält. Das frei im Netz zugängliche Germanistenverzeichnis beruht auf dem Prinzip des Selbsteintrags, und nicht alle finden Zeit, stets die eigenen und neuesten Publikationen darin aufzunehmen. Daher soll es die Möglichkeit geben, die eigenen frei verfügbaren Online-Publikationen in GiNDok erfassen zu lassen und diese dann an das Germanistenverzeichnis weiter zu melden, sofern der/die Autor_in darin einen Eintrag hat und dies ausdrücklich wünscht. Im Germanistenverzeichnis findet parallel eine Datenbestandsoptimierung statt: Über regelmäßige Datenabzüge aus dem Bibliothekssystem⁷ werden die Literaturangaben und damit die bibliographischen Anteile im Germanistenverzeichnis insgesamt erhöht und somit das Community-Netzwerk weiter gestärkt. Die Basis für eine gute Datenqualität bildet die Erstellung von Personennormdaten aus der Gemeinsamen Normdatei (GND)⁸, d.h. es werden vereinheitlichende Formen bei der bibliothekarischen

6 <http://www.germanistenverzeichnis.de/>.

7 Die Datenabzüge werden über die Zentraldatenbank des Hessischen Bibliotheksverbunds (HeBIS) zur Verfügung gestellt. Die Lieferung bzw. und Erstellung von Personennormdaten aus der Gemeinsamen Normdatei (GND) erfolgt in Eigenleistung des FID.

8 »Die GND ist ein Katalog von standardisierten Begriffen, in dem festgelegt wird, welche Ansetzungen für Personen [...] bei der Erschließung von Bibliotheksmaterialien aller Art [...] verwendet werden. Die nach diesem Prinzip erstellten Daten ermöglichen es, vielfältige und unterschiedliche Informationen miteinander in Beziehung zu bringen und damit die Suche in Katalogen und Datenbanken zu erleichtern.« Vgl. <https://www.zeitschriftendatenbank.de/erschliessung/gnd/>.

Ansetzung von Personen gewählt und optimiert, um eine exakte Verknüpfung der bibliographischen mit biographischen Daten sicherzustellen.

Im Bereich ›Informieren‹ soll die Möglichkeit bestehen, einen Einblick in digitale Forschungsweisen zu erhalten. Partizipieren und Informieren gehen dabei Hand in Hand. Neu entwickelt wird das Informationstool GiNGuide, das Kompetenzen im Bereich digitales germanistisches Arbeiten auf niederschwellige Weise vermitteln soll. Im Fokus stehen Fragen wie z.B.: Soll ich meinen Aufsatz parallel online publizieren, am besten im Open Access bei GiNDok? Gestattet das mein Verlagsvertrag? Was mache ich eigentlich mit den Daten, die während meiner Forschungsarbeit entstanden sind? Wo informiere ich mich über Anwendungsbeispiele für Datenvisualisierungen? Dies sind nur einige Fragen, auf die der GiNGuide Antworten und Hilfestellung liefern wird.

Wesentliche Änderungen betreffen das Modul ›Recherchieren‹: Mittels einer Suchmaske war es bisher in GiN möglich, mehrere Bibliothekskataloge gleichzeitig zu durchsuchen. Diese parallele Suche oder Metasuche bietet jedoch Nachteile: Die getrennte Auflistung der einzelnen Quellen ist z.B. in der fachspezifischen Suche hinderlich, auch Dubletten treten dadurch gehäuft auf und werden nicht gerankt. Bei sehr großen Treffermengen ist die Metasuche daher oft nicht zielführend. Die neue, indexbasierte Suche stellt eine FID-Kernfunktionalität dar, um Informationsquellen unterschiedlichster Art unter einer gemeinsamen Oberfläche mit fein skalierbaren Suchfacetten anzubieten. Über die Implementierung einer Verfügbarkeitsrecherche soll idealerweise deutschlandweit das Vorhandensein im lokalen Bestand überprüft werden, der Link zum Dokumentenlieferdienst subito garantiert einen schnellen Zugriff auf das Printexemplar, sofern das Werk oder ein Aufsatz nicht online verfügbar sind. Verfolgt wird damit der Leitgedanke, dass eine FID-Bibliothek Inhalte nicht mehr so vollständig wie möglich besitzen, wohl aber nachweisen und den Weg zum Medium aufzeigen soll. Neben den bisherigen Bibliothekskatalogen und Datenbanken sollen insbesondere solche Datenquellen aufgenommen werden, die außerhalb der großen Bibliotheksverbünde stehen, darunter etwa Kalliope (als nationales Nachweisinstrument für Nachlässe, Autographen und Verlagsarchive), das Deutsche Textarchiv, der Germanistik-Ausschnitt aus den wöchentlich an die DNB gemeldeten Neuerscheinungen oder der germanistikrelevante Auszug von Titeln bzw. deren Digitalisaten, die im Rahmen des Langzeitvorhabens Sammlung Deutsche Drucke von der UB Frankfurt erworben werden.

Fortgeführt, jedoch miteinander vereinigt werden sollen die beiden bisherigen Verzeichnisse kommentierter Internetseiten. Vorrangig werden in diesem neuen Webkatalog qualitätsgeprüfte Ressourcen verzeichnet, die originäre Inhalte liefern oder über digitale Mehrwerte wie z.B. Links zu audiovisuellen Medien verfügen; neu hinzu kommt ein Überblick über Digital-Humanities-Tools. Organisatorisch soll dieses Modul nach dem Prinzip dezentraler Datenerfassung und zentraler Datenpräsentation laufen, d.h. FID-Partner betreuen Datensätze

gemäß ihrem fachlichen Schwerpunkt, etwa nach Materialart (Handschriften-census) oder Epoche (Freies Deutsches Hochstift für die Goethezeit).

Das letzte Modul ›Forschen‹ meint eigentlich forschungsunterstützendes Zu-arbeiten, denn die tatsächliche wissenschaftliche Arbeit wird nicht vom FID betrieben. Entwickelt werden soll im sogenannten GiNLab ein Data Mining Tool, das erlauben soll, germanistische (bibliographische) Fachinformationsdaten analysierbar zu machen. Mit dieser Anwendung könnte man beispielsweise Aufschlüsse darüber gewinnen, wie sich germanistische Arbeitsfelder, Methoden, personelle Netzwerke in den letzten Jahrzehnten geändert haben. Datengrundlage bilden Katalogeinträge aus dem bisherigen GiN-Fachkommunikationsführer »Wer-Was-Wo«, der rund 7.000 Datensätze zu Konferenzen, Symposien und Workshops versammelt. Weiterhin herangezogen werden frei verfügbare Titelnachweise aus der zentralen Fachbibliographie BDSL.

6. Zur Zukunft der FID-Förderlinie

Der FID versteht sich als ein dynamisches Projekt, das ganz wesentlich auf Anregungen aus der Community angewiesen ist, sich dabei aber den unterschiedlichen und ständig wandelnden Herausforderungen einer digital agierenden Forschung bewusst ist. So bedeutet schneller Zugang nicht automatisch Zuverlässigkeit: Digitale Textquellen garantieren nicht immer eine qualitativ hochwertige Forschung, der angestrebten zügigen Distribution von Forschungsergebnissen stehen nicht selten technische und urheberrechtliche Barrieren gegenüber. Qualitätsstandards und Best-Practice-Richtlinien bedürfen zudem einer genauen Prüfung, um der Pluralität von projektbezogenen Arbeitsweisen gerecht zu werden und diese für differierende Anwendungsfälle zu vereinheitlichen. Fachspezifische Schwierigkeiten bestehen im Kontext genuin digitaler Textformen, des Methodenpluralismus und neuer Forschungsfragen. Diese Hindernisse und Fragestellungen sollen im FID keineswegs ausgeklammert, sondern aufgegriffen werden. Entsprechend ist mit Aufbau einer Informationsinfrastruktur immer auch ein Beratungsservice rund um Publikationsdienstleistungen, Lizenzierungsfragen etc. verbunden, den der FID seiner Nutzerschaft anbietet.

Um feststellen zu können, ob und inwieweit der FID-Förderlinie Erfolg beschied ist, vor allem um die Wirkung und die Akzeptanz der einzelnen Projekte bei ihrer jeweiligen Zielgruppe einschätzen zu können, hat die DFG Ende 2017 mit der Programm-Evaluierung durch einen externen Dienstleister begonnen, deren erste Ergebnisse im März 2019 publik wurden. Summa summarum wird konstatiert, dass die Ausrichtung der FIDs auf die Bedarfe der Wissenschaft von den Befragten als gelungen eingeschätzt wird; insbesondere die Kommunikation zwischen den Trägerinstitutionen der FIDs (i. d. R. Bibliotheken) und den wissenschaftlichen Communities wird als Gewinn für beide Seiten betrachtet. Hervorzuheben ist die klare Empfehlung der Evaluierungskommission, die FID-

Förderlinie fortzusetzen, wenngleich noch immer nicht geklärt ist, wie dauerhaft die mit reichlich personellen Ressourcen aufgebauten Dienste und Infrastrukturen betrieben (sprich: langfristig finanziert!) werden sollen. Was bedeutet dieses positive Votum für den *FID Germanistik*? Erst einmal die Erkenntnis, beruhigter weiterarbeiten zu können, um im kommenden Jahr einen Verlängerungsantrag zu erarbeiten.

Der Erfolg des *FID Germanistik* wird ganz wesentlich davon abhängen, wie gut wir die Zielgruppe erreichen, wie gut wir die Vorteile der Forschungsplattform kommunizieren und die Community zur aktiven Mitarbeit motivieren können, denn FIDs sind keine ›Einbahnstraßen‹. Im neuen Portal gibt es daher zahlreiche Möglichkeiten, sich interaktiv zu beteiligen: So wird etwa eine Meldefunktion für Webseiten, Projekte und Tools eingerichtet. Auf diese Weise wird die eigene wissenschaftliche Aktivität in GiN sichtbar und die Reichweite aktueller Forschungsvorhaben erhöht. Die Neuigkeiten-Seiten *Neues bei GiN* wird über Weiterentwicklungen im Portal informieren und bietet die Option, Gastbeiträge einzureichen. Ein Feedback soll auch für einzelne Module möglich sein, um diese mit neuen Impulsen zu verbessern. Über das Kontaktformular werden die FID-Mitarbeiter_innen direkt erreicht; über ein Webformular kann Forschungsliteratur zum Kauf vorgeschlagen werden, Neuzugänge auf GiNDok und im Webverzeichnis können per RSS-Feed abonniert und weitere GiN-Inhalte via Social Media geteilt werden. Germanistisch Forschende sind dazu eingeladen, diese Angebote zu nutzen, weiterzuempfehlen und auszubauen.

Literatur

- Baum, Constanze: ›Digital gap‹ oder ›digital turn‹? Literaturwissenschaft und das digitale Zeitalter. In: Zeitschrift für Germanistik 27 (2017), S. 316–328.
- Bleumer, Hartmut/Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels: Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi. In: LiLi 43 (2013), S. 9–15.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): Richtlinien. Fachinformationsdienste für die Wissenschaft, DFG-Vordruck 12.102–01/18. Bonn 2018, online unter https://www.dfg.de/formulare/12_102/12_102_de.pdf, aufgerufen am 26.04.2019. [= DFG 2018]
- Lepper, Marcel: Wie kann man Geschichte der Germanistik nach 1945 schreiben? In: IASL 37 (2012), S. 476–499.
- Rapp, Andrea: Aus der Sicht der Geisteswissenschaften: Die wissenschaftliche Bibliothek als Schnittstelle zwischen digitaler Infrastruktur und geisteswissenschaftlicher Forschung. In: Neuroth, Heike/Lossau, Norbert/Rapp, Andrea (Hgg.): Evolution der Informationsinfrastruktur. Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft. Göttingen 2013, S. 345–353, online unter <http://dx.doi.org/10.3249/webdoc-39006>, aufgerufen am 26.04.2019.
- Statistisches Bundesamt (Hg.): Fachserie 11, Reihe 4.1 – Wintersemester 2017/18: Studierende an Hochschulen, ZDB-ID: 2161120-8. Wiesbaden 2018, online unter

https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft_heft_00092410, aufgerufen am 26.04.2019. [= Statistisches Bundesamt 2018a]

Statistisches Bundesamt (Hg.): Fachserie 11, Reihe 4.4: Personal an Hochschulen, ZDB-ID: 2168322-0. Wiesbaden 2018, online unter https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft_heft_00092455, aufgerufen am 26.04.2019. [= Statistisches Bundesamt 2018b]

Strohschneider, Peter: Germanistik als Disziplin. In: Dieter Lamping (Hg.): Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart 2015, S. 59–73.

Dr. Volker Michel, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M., v.michel@ub.uni-frankfurt.de

Ariane Rau, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M., a.rau@ub.uni-frankfurt.de

Literaturrecherche und Informationszugang im Fach Germanistik: Wie verändert sich das Angebot einer Universitätsbibliothek durch die Digitalisierung?

Karolin Bubke

Die Digitalisierung der Geisteswissenschaften eröffnet Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unter anderem neue Möglichkeiten des kollaborativen Arbeitens, des offenen Publizierens oder der direkten und öffentlichkeitswirksamen Wissenskommunikation. Auch die Literaturrecherche als ein Grundpfeiler wissenschaftlichen Arbeitens erfährt schon seit Jahren einen stetigen Wandel. Bibliotheken befinden sich als Anbieter von Literatur, Medien und Rechercheinstrumenten in einem Spannungsfeld: Die Kerntätigkeitsbereiche der Erwerbung sowie der Vermittlung von Informationskompetenz unterliegen auch aufgrund der zunehmenden Digitalisierung veränderten Rahmenbedingungen, die meistens außerhalb der Reichweite der lokalen Bibliothek liegen. Diese Bedingungen beeinflussen sowohl die Tätigkeiten des Bibliothekspersonals als auch die Informationsversorgung der Bibliothekskundinnen und -kunden stark.

In diesem Artikel soll mit Bezug auf eine Universitätsbibliothek mittlerer Größe und mit Blick auf eine ihrer wichtigsten Zielgruppen, nämlich die der Studierenden, dargestellt werden, wie sich im Zuge der zunehmenden Digitalisierung Fragen der Erwerbungspolitik und unterschiedliche Wege der Literaturrecherche auf das wissenschaftliche Arbeiten auswirken. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Bestandsaufbau im Fachreferat Germanistik im Gefüge der an der Universität zu versorgenden Fächer. An der Schnittstelle zu Forschung, Lehre und Studium sind es die Fachreferentinnen und Fachreferenten der Bibliothek, die sowohl die Rahmenbedingungen als auch die verschiedenen Möglichkeiten der Literaturrecherche proaktiv vermitteln müssen.

1. Erwartungshaltungen der Studierenden und die Rolle des Fachreferenten

Die Inszenierung des Selbst in der Popliteratur, die narratologische Analyse von Computerspielen, die Darstellung der Psychoanalyse in Romanen Brechts oder der Raum als Motiv der Gegenwartslyrik – vielfältig, manchmal sehr speziell oder interdisziplinär angelegt sind die literaturwissenschaftlichen Themen, mit denen Studierende der Germanistik sich in Seminar- oder Abschlussarbeiten beschäftigen. Hinzu kommen sprachwissenschaftliche Fragestellungen z. B. im Bereich

Deutsch als Zweitsprache oder fachdidaktische Aspekte. Aufgewachsen mit Google als der wahrgenommenen universellen Wissensquelle erwarten Studierende heute generell eine schnelle und digitale Verfügbarkeit von Literatur. Dieser Erwartungshaltung begegnen Bibliotheken mit dem Einsatz von Discovery Systemen (DS), die eine Erweiterung der herkömmlichen Bibliothekskataloge darstellen und diese ablösen. Sie zielen insbesondere darauf ab, den in immer größerem Maße bereitgestellten digitalen Content direkt verfügbar zu machen – und dies für alle Fächer (siehe dazu unten, 2.2). Somit stehen Discovery Systeme in einer gewissen Konkurrenz zu fachbezogenen bibliographischen Datenbanken, in denen die traditionellen Fachbibliographien in digitalisierter Form weiterleben. Solche bibliographischen Datenbanken der Germanistik werden aufgrund ihrer Fachbezogenheit von den Studierenden zwar wahrgenommen und genutzt, aber derzeit noch fehlende Download-Optionen sowie die als umständlich empfundene Suche nach der Verfügbarkeit von Titeln in der Bibliothek vor Ort führen dazu, dass sie im Rechercheprozess vernachlässigt werden. Sind Linkresolver eingebunden und werden diese in ihrer Funktionalität auch erkannt, verkürzt sich immerhin der Weg zurück in den Onlinekatalog zur Suche nach dem in der bibliographischen Datenbank identifizierten Aufsatz oder Buch.

Ein weiterer, wichtiger Gesichtspunkt: In der Struktur des Bachelor- und Masterstudiums ist die Entwicklung von Methodenkompetenz in Sachen Recherche und Informationsbeschaffung offenbar häufig nicht in ausreichendem Maße vorgesehen. Hinzu kommt, dass Hintergründe und Rahmenbedingungen der Angebote und Dienstleistungen von Bibliotheken vielen Lehrenden nicht oder nicht in ausreichendem Maße bekannt sind. Schon der Wechsel von einer Universität zur nächsten kann erhebliche Unterschiede mit sich bringen, was die Zugänglichkeit von Informationsressourcen über die lokale Bibliothek betrifft – und auch Unsicherheiten. Hier ist es nötig, dass sich die Fachreferenten der Bibliothek aktiv einbringen, um erfolgreiche Strategien der Literaturrecherche zu vermitteln und die Faktoren für die Verfügbarkeit von Information offenzulegen. Was die Unterstützung der Lehre betrifft, so ist die von Informationskompetenz-Experten schon vor Jahren aufgestellte Regel, dass Studierende im Laufe des Studiums möglichst zweimal zur Literaturrecherche beraten werden sollten, vor dem weiteren Wandel der Bibliotheksdienstleistungen noch immer gültig.

Die Schwierigkeit besteht darin, das Informationsangebot so im Curriculum zu verankern, dass es die Zielgruppe der Studierenden genau zum richtigen Zeitpunkt erreicht. Der Beginn des Bachelorstudiums ist vielleicht einerseits ein ungünstiger, weil zu früher Zeitpunkt. Andererseits wird bereits in der Oberstufe selbständiges, wissenschaftliches Arbeiten geübt und erste Erfahrungen liegen beim Eintritt in die Universität schon vor. Grundlagen sollten frühzeitig vermittelt werden, auch wenn oft erst beim Verfassen der Bachelorarbeit die Relevanz der Literaturrecherche vollumfänglich erkannt wird. Kommen Begleitseminare zu Bachelorarbeiten oder Masterstudierende zur Rechercheeinführung in die

Bibliothek, und zwar bestenfalls in kleineren Gruppen, ergibt sich oft ein Workshop-Charakter mit klarem Bezug zu den zu bearbeitenden Themen. Aus längeren und aufgrund der Gruppengröße besser unterstützten Recherchephasen kann es dann zu individuellen Erfolgserlebnissen und einem breiteren Verständnis für die in der lokalen Bibliothek vorliegenden Strukturen kommen. Zentral wichtig sind immer die Absprache des Fachreferenten mit den Dozenten und insbesondere die Anpassung der Inhalte auf konkrete Bedarfe der Studierenden.

Die vermittelten Informationen und Methoden zu Themenanalyse, Bibliothekskatalog bzw. Discovery System, fachbezogenen oder interdisziplinären Datenbanken nehmen die Studierenden durchaus an und die Hilfe, oder besser die Hilfe zur Selbsthilfe durch Fachreferenten gerne in Anspruch. Gibt es im Bachelorstudium ein entsprechendes Schulungsangebot, steigt ihre Kompetenz merklich an. Ergänzt werden sollten Kurse durch individuelle Beratungstermine in Sprechstunden der Fachreferenten. Vor einer solchen Beratung nach Thema und bisheriger Suchstrategie gefragt (»Haben Sie auch bereits in Datenbanken recherchiert? Worin genau?«), bestätigen Studierende oftmals die Anwendung der vermittelten Schritte und eine gewisse Frustration, dass dies wohl nicht ausgereicht habe (»Ich weiß nun aber nicht, ob es daran lag, dass ich das System falsch angewendet oder nicht einmal verstanden habe, oder ob es tatsächlich wenig Literatur gibt«). Das liegt oft an der mangelnden Routine im Umgang mit Suchvokabular, aber auch an der Vielzahl von Datenbanken, die in Zusammenhang mit germanistischen Themen relevant sein können (z. B. Datenbanken zur Kinder- und Jugendliteratur, zu Film und Medien oder Fachdidaktik). Beim gemeinsamen Blick auf ein Rechercheproblem kommt es oft zu einem gemeinsamen Aha-Erlebnis und der oder die Studierende erreicht schon für die nächste Seminararbeit mehr Sicherheit im Rechercheprozess.

2. Methodenkompetenz und Tools der Literaturrecherche

2.1 Die Vermittlung von Informationskompetenz: Hinführung zum kritischen Blick

Der Themenfindung im Seminar schließt sich eine Phase an, in der ein Überblick über das gefundene Thema erreicht werden soll. Oft konsultieren Studierende hierfür Internet-Suchmaschinen wie Google. Die Aufgabe zu entscheiden, welche der gefundenen Quellen für eine Seminararbeit verwendet werden könnten, ist für sie meist schwer zu bewältigen. In der Regel wird zu Beginn des Studiums zwar auch der Bibliothekskatalog genutzt, aber eher für eine konkrete Suche nach im Seminar empfohlener Literatur. Die Möglichkeiten und Vorzüge einer strukturierten, mehrstufigen Literaturrecherche in Katalog und Datenbanken werden in

mit den Dozenten eng abzustimmenden Schulungen durch Fachreferenten am besten frühzeitig vermittelt.

Studierende sollen selbstverständlich das Internet nutzen, und sehr wahrscheinlich wird das Synonym dafür weiterhin meist »Google« sein. In Schulungen sollte daher nicht nur auf die Unzulänglichkeiten des Suchraums oder die Black Box des Rankings von Google verwiesen werden. Vielmehr gilt es, den Studierenden einen kritischen Blick auf ihre Rechercheergebnisse zu vermitteln: Wie können sie ihre Suche optimieren? Und welche Kriterien können sie anwenden, um die Zitierfähigkeit einer Internetquelle festzustellen? Immerhin findet Google über ›Literatur‹ im engeren Sinne hinaus auch Informationen, die relevant sein können, etwa im Netz veröffentlichte Studienergebnisse, Qualifikationsarbeiten, Tagungsberichte, Rezensionen, Beiträge in Blogs oder auf Websites von Autoren oder Buchpreisen. Wenn Studierende ohnehin in Google recherchieren, sollte die Möglichkeit der Konkretisierung der Anfrage über die erweiterte Google-Suche oder insbesondere auch der Mehrwert der Recherche in Google Scholar benannt werden. Dass hier aufgrund der Open-Access-Bewegung und des Zweitveröffentlichungsrechts immer mehr wissenschaftliche Artikel z. B. aus den von Google Scholar abgefragten universitären Dokumentenrepositorien weltweit gefunden werden, sei hier nur am Rande erwähnt. Trotzdem muss dem Recherchierenden klar sein, dass er selbst die Verantwortung übernimmt für die Zitation von Internetquellen, dass er in Metadaten ohne einheitliche Struktur und fachliche Erschließung recherchiert, und vor allem, dass längst nicht alle relevanten Inhalte auch im Internet verfügbar sind.

Stellt man die Bibliotheksbestände vor Ort unter dem Gesichtspunkt der Qualitätssicherung vor, werden sie für die Studierenden direkt interessanter. Argumente sind: Es gibt fachlich relevante, oft online zur Verfügung stehende Nachschlagewerke, deren Inhalte von Experten eines Faches geschrieben werden, in der Germanistik z. B. *Kindlers Literaturlexikon* oder das *Kritische Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, um nur zwei Beispiele zu nennen. Die Inhalte sind nicht nur geprüft und zitierfähig, sondern man findet auf den ersten Blick eine Einführung in ein Thema und weiterführende, bewertete, somit relevante Literatur. Für die Recherche lassen sich darin außerdem Suchbegriffe identifizieren und mittels einer Themenanalyse noch ausbauen: Was sind die verschiedenen Aspekte des Themas? Gibt es dafür Ober- und Unterbegriffe, Synonyme oder Antonyme? Die Identifizierung des geeigneten Suchvokabulars ist zentral wichtig. Davon kann man Studierende überzeugen, indem man einfach fragt, ob sie im Bibliothekskatalog auch schon überraschend viele oder nur sehr wenige Treffer hatten; und ob sie gahnt haben, dass es manchmal schlichtweg am eingegebenen Begriff liegt. Dies ist in der Regel unmittelbar einleuchtend, denn viele machen insbesondere die frustrierende Erfahrung, viel zu viele Treffer zu erhalten, einhergehend auch mit dem Gefühl der Unfähigkeit, diese zu bewerten und die Suche verbessern zu können.

2.2 Discovery Systeme in Bibliotheken: einfach zu bedienen, aber nur gefühlt vollständig

Der Komfort von Internetsuchmaschinen wie Google hat Maßstäbe für die Literaturrecherche gesetzt. Suchende sind gewohnt an ein gefühlt umfassendes Informationsangebot, die Relevanz der ersten Treffer und eine schnelle Verfügbarkeit von Information. Aus diesem Grund setzen Bibliotheken seit einigen Jahren die bereits genannten Discovery Systeme (DS) ein in der Hoffnung, Kunden wieder auf ihr Informationsangebot aufmerksam zu machen. DS beruhen auf Suchmaschinentechnologie und bieten entsprechende Vorzüge: einen Suchschlitz, über den ohne komplexe Strategie eine Suche abgeschickt werden kann, schnelle Antwortzeiten, eine gerankte Trefferliste, verschiedene Filtermöglichkeiten z. B. nach Publikationstypen oder Schlagwörtern sowie eine intuitiv bedienbare Oberfläche. Im Gegensatz zu herkömmlichen Bibliothekskatalogen, die besonders für das Auffinden eines z. B. in einer Bibliographie gefundenen ›known item‹ hilfreich waren, unterstützen die neuen Systeme eine explorative Suche (vgl. Jansen 2014, S. 774). Ein weiterer Grund für den Umstieg auf DS waren die in immer größerem Umfang von Bibliotheken erworbenen elektronischen Ressourcen, also Online-Zeitschriften, Datenbanken und E-Books, die sichtbar gemacht werden sollten, um ihre Nutzung zu fördern.

Discovery Systeme kommen den durch die alltägliche Internetnutzung geprägten Erwartungen der Suchenden also in vielerlei Hinsicht entgegen. Sie können jedoch den fachbezogenen Researchweg, nämlich die Nutzung bibliographischer Datenbanken, (noch) nicht ersetzen. Dieser separate Schritt ist noch immer nötig, da im DS nur selektiv Content angeboten werden kann und hier der Online-Zugang fokussiert wird.

Discovery Systeme verfügen über einen zentralen Index, in dem die Metadaten der umfassenden lizenzierten Angebote seitens der Bibliothek ausgewählt werden können, in den darüber hinaus aber auch z. B. frei verfügbare Metadaten oder Open-Access-Publikationen von Repositorien weltweit eingebunden sind. Das funktioniert sicherlich für viele Fächer besser als für die Germanistik. Hier wie in anderen geisteswissenschaftlichen Fächern sind die relevanten Fachzeitschriften nicht alle in großen, internationalen Wissenschaftsverlagen erschienen oder in interdisziplinäre Zeitschriftenarchive aufgenommen worden.

Die Zeitschriftendatenbank listet für das Fach Germanistik 738 Zeitschriftentitel, darunter 678 Druck- und 57 Onlineausgaben, von denen sicherlich nur ein Bruchteil über Datenquellen auch in den Indizes von Discovery Systemen enthalten ist.¹ Aber gerade da im DS die Datenquellen angezeigt werden können, die Treffer liefern, lässt es sich Studierenden vergleichsweise einfach erklären, warum die Literaturrecherche an dieser Stelle nicht ausreichen wird, da sie unter

1 Drei weitere Zeitschriften sind auf CD/DVD verfügbar, vgl. <https://zdb-katalog.de/list.xhtml?t=ssg%3D7%2C20&key=cql>, aufgerufen am 28.04.2019.

Umständen die von ihren Dozenten erwarteten Aufsätze dort nicht finden werden.

Ein Beispiel: Unter den ersten zehn Treffern der Recherche zur Bedeutung der Religion in Goethes *Faust* liefert das Discovery System der Oldenburger Universitätsbibliothek Artikel aus drei internationalen Journals zur vergleichenden Literaturwissenschaft, zwei Artikel aus Zeitschriften der Auslandsgermanistik sowie zwei Artikel zur persischen bzw. slowakischen Literaturwissenschaft. Der einzige Aufsatz aus einer deutschsprachigen Fachzeitschrift entstammt der *Neuen Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie*. Darunter sind sicherlich Artikel, die in der Literaturliste nicht fehlen sollten, aber der Blick auf die Datenquellen zeigt ganz eindeutig: Internationale Wissenschaftsverlage und anglo-amerikanischer Schwerpunkt dominieren, nicht enthalten ist dagegen die im (kleineren deutschsprachigen) Fachverlag erschienene Zeitschrift, deren Inhalte im DS bisher nicht eingebunden sind. Die hohe Anzahl von Artikeln kommt zustande aufgrund der großen Zeitschriftenportfolios der internationalen Großverlage. Erschwerend kommt hinzu, dass Artikel anders als Bücher nicht intellektuell durch Schlagwörter erschlossen werden, große Treffermengen sich also nicht über Schlagwortfilter auf das gesuchte Thema einschränken lassen.

Die Prüfung der im Index eines Discovery Systems auswählbaren Datenquellen ist eine Daueraufgabe, die Bibliotheken aktiv angehen müssen. Indizes wandeln sich, neue Datenquellen kommen hinzu und lassen sich im lokalen DS zuschalten oder ausschließen. Bei einem kommerziellen DS muss kritisch bedacht werden, dass wirtschaftliche Interessen einem breiten Zugang zu Ressourcen entgegenstehen können. Dass dies zu einer signifikanten Verschlechterung der Trefferliste führen kann, lässt sich aktuell am Beispiel der *MLA International Bibliography (IB)* zeigen: Die Modern Language Association gab Ende 2018 bekannt, dass die *MLA IB* ab 2019 nur noch im Discovery System des Anbieters EBSCO indexiert würde. Trotz massiver Proteste aus verschiedenen Richtungen ist die *MLA IB* seither u. a. im Primo-Index von ExLibris nicht mehr enthalten.² Dies wirkt sich aus bei der Suche nach Titeln zur vergleichenden Literaturwissenschaft oder zur komparativen Linguistik und auch in Bezug auf die Auslandsgermanistik.

Als Discovery Systeme in Deutschland aufkamen, wurde die scheinbar zum Greifen nahe Perspektive formuliert, dass Einführungen in die Literaturrecherche durch Bibliotheken überflüssig würden angesichts der neuen Recherchemöglichkeiten. Dies hat sich nicht bewahrheitet. Sehr treffend bringt Böhner auf den Punkt: »Teil der Schulungen muss daher zunehmend nicht mehr der Weg zu Treffern sein, sondern deren Analyse, Beschaffung und Evaluation. [...] Sie [Discovery Systeme] verschieben den Fokus vom Suchen auf das Gefundene, das

2 ExLibris versucht, diesen Verlust durch eine Auswahlempfehlung für andere Ressourcen auszugleichen, siehe https://knowledge.exlibrisgroup.com/Primo/Content_Corner/Product_Documentation/Primo_Central_Indexing, aufgerufen am 28.04.2019.

heisst die Literatur, die nun stärker in den Mittelpunkt der IK-Schulungen rückt, bestenfalls kombiniert mit Problemlösungsstrategien« (Böhner 2013, S. 50 f.). Die Unterstützung der Studierenden im kritischen Umgang mit ihren Rechercheergebnissen führt also bestenfalls zu der Kompetenz, die gefundenen Quellen in Hinblick auf ihr Thema zu bewerten, und dies auch außerhalb des DS.

2.3 (Fachbezogene) Datenbanken und ihr Stellenwert in der Literaturrecherche

Weiterhin unumgänglich ist also neben der Suche im Discovery System die Recherche in Datenbanken. Im Laufe des Bachelorstudiums ist vielen Studierenden der Germanistik, die in der Regel einmal eine Einführung in die Literaturrecherche ihrer Bibliothek besucht haben, die *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL)* als wichtigste fachbezogene Datenbank bekannt. Über vom Fachreferenten gepflegte Datenbankenlisten innerhalb des Datenbank-Infosystems lassen sich weitere Datenbanken und Quellen mit Relevanz für den Campus anzeigen. Dies sind wie auch die *BDSL* zum Beispiel bibliographische Datenbanken, in denen auf Aufsätze, Beiträge in Sammelbänden oder Monographien verwiesen wird, die mit Bezug zur Germanistik und ihren Teilbereichen publiziert wurden.

Die Studierenden nutzen darin in der Regel zunächst die freie Suche, finden aber auch die Schlagwortsuche oder die fachbezogene Klassifikation zum Herantasten an ihr Thema hilfreich. Diese effizienten Vorzüge von Datenbanken kann ein Discovery System aufgrund des dort angewandten ›kleinsten gemeinsamen Nenners‹ einer Vielzahl von Datenquellen nicht bieten. Oft wird jedoch nicht erkannt, dass ein Thema sich über verschiedene Suchbegriffe, Über- und Unterordnungen erschließen lässt, und die Suche wird vorzeitig beendet. Das liegt mit Sicherheit auch daran, dass das Wissen um die Struktur der Datenbank meist nicht ausgeprägt ist: Schlecht zu akzeptieren ist in Zeiten vermeintlich breit und frei zur Verfügung stehender Information, dass sich keine pdf-Dateien zum Download in der *BDSL* finden lassen. Der Trend geht bei vielen Datenbankanbietern dazu, bibliographische Datenbanken auch als Volltextdatenbanken anzubieten. Ein Beispiel ist der Contentprovider EBSCO, der eine Vielzahl entsprechender fachbezogener Volltextdatenbanken anbietet, so auch die *MLA International Bibliography*. Die Verfügbarkeit von Volltexten beträgt dabei leider keineswegs 100 Prozent. Auch wenn in bibliographischen Datenbanken Linkresolver eingebundet sind, die den direkten Wechsel zum Bibliothekskatalog ermöglichen, steigt der Frust, je mehr Klicks bis zum erwarteten Volltext absolviert werden müssen. Als problematisch wahrgenommen wird insbesondere das Auffinden von Aufsätzen, wenn Zeitschriften nach wie vor nur gedruckt im Bestand der Bibliothek zu finden sind.

Die Akzeptanz der Anwendung bibliographischer Datenbanken nimmt weiter ab, wenn Volltextdatenbanken wie *JSTOR* oder *Project MUSE* verfügbar sind.

Diese großen Pools an auch geisteswissenschaftlicher Aufsatzliteratur mit Download-Option werden gerne genutzt, auch wenn sie weder in großem Umfang deutschsprachige Fachliteratur enthalten noch über Schlagwortthesauri erschlossen sind. Die direkte Verfügbarkeit bringt den erhofften Mehrwert. Da sich die über derartige Volltextdatenbanken abrufbaren Aufsätze auch in Discovery Systemen und Google Scholar finden lassen, gibt es breite Zugriffsmöglichkeiten, und auch das Retrieval direkt in der Oberfläche der Volltextdatenbank wird genutzt. Hier lässt sich die Suche zumindest auf Fachebene auf die gewünschten Inhalte reduzieren.

3. Erwerbung in einer Universitätsbibliothek: Vielfalt und Interdisziplinarität – auf Kosten der Fachbezogenheit?

Die problematische Situation der Erwerbungssetats in Bibliotheken brachte Moravetz-Kuhlmann im Jahr 2015 treffend und heute noch gültig auf den Punkt: Den meist stagnierenden Etatansätzen in Bibliotheken stünde »auf dem wissenschaftlichen Publikationsmarkt ein von Medienvielfalt geprägtes, exorbitant wachsendes Informationsangebot gegenüber, dessen Preisentwicklung kontinuierlich über der allgemeinen Inflationsrate liegt und damit die Bibliotheken mit einem progressiv verlaufenden Kaufkraftverlust konfrontiert« (Moravetz-Kuhlmann 2015, S. 161).

Eine Antwort auf diese Situation ist die Bündelung von Kaufkraft und Verhandlungsexpertise in Konsortien, über die Bibliotheken z.B. die Zeitschriften der großen internationalen Wissenschaftsverlage lizenzieren. Sie profitieren u. a. davon, dass zusätzlich zu dem für den eigenen Campus benötigten Zeitschriftenportfolio ein ›cross access‹ auf das Gesamtangebot eines Verlages oder große Teile dessen möglich ist. Gleichzeitig binden sich Bibliotheken damit an die konsortialen Erwerbungsmaßgaben: So gibt es festgelegte Abbestellquoten, die nicht überschritten werden dürfen. Über Mehrjahresverträge lassen sich Preissteigerungen in der Regel zwar deckeln, gleichzeitig werden immer mehr Erwerbungsmitel der Bibliothek gebunden. Konsortiallizenzen für Zeitschriftenpakete sind für eine Vielzahl von Verlagen ›state of the art‹. In der Regel schneiden dabei und vor allem durch den breiten Zugriff auf zuvor nicht abonnierte Titel insbesondere naturwissenschaftliche Fächer, aber auch Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sehr gut ab. Geisteswissenschaftliche Titel sind zwar enthalten, aber nur wenige Verlage nehmen diese in den Fokus. Deutschsprachige Zeitschriften sind in vielen Paketen kaum vertreten. Für die Germanistik sind hier insbesondere Lizenzen des Verlages De Gruyter von Interesse, die als von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Allianz-Lizenzen zur Verfü-

gung stehen.³ Von den deutschlandweiten DEAL-Lizenzen,⁴ die es ab 2019 zumindest für Wiley und Springer gibt, profitieren wohl in erster Linie Sprachwissenschaftler und Komparatisten.

Neben Zeitschriftenpaketen sind es E-Book-Pakete, die durch ihren meist großen Umfang und hohe Kosten einen weiteren signifikanten Anteil des Erwerbungssetats binden. Verlage wie Elsevier oder Springer bieten in erster Linie englischsprachige Pakete, die für STM-Fächer oder Sozial- und Wirtschaftswissenschaften interessant sind. Durch die Übernahme des Verlages Metzler hat Springer allerdings seit 2015 auch einen fachlichen Zuschnitt im Angebot, der für Geisteswissenschaften und insbesondere die Germanistik relevant ist. Das angebotene E-Book-Paket umfasst die bekannten und insbesondere für Studienanfänger hilfreichen Metzler Handbücher, die als vollständiges E-Book ohne restriktives Digital Rights Management heruntergeladen werden können.

Auch ein seit einigen Jahren bestehendes Angebot des Verlages De Gruyter ist für die Germanistik von herausgehobener Relevanz und verbessert signifikant die Versorgung dieses Faches mit umfangreichen Online-Ressourcen, wird es von der lokalen Bibliothek lizenziert: Unter dem Label ›Patron Driven Acquisition‹⁵ steht dann das Gesamtangebot an E-Books dieses ebenfalls für die Geisteswissenschaften insgesamt interessanten Verlags zur Verfügung. Je nach Nutzungsintensität erwirbt die Bibliothek nach Ende der Lizenzperiode für eine zuvor festgelegte Summe E-Books. Erst dann gehen diese in das Eigentum der Bibliothek über und stehen somit dauerhaft zur Verfügung.

Dieses von De Gruyter in Zusammenarbeit mit Bibliotheken entwickelte Geschäftsmodell wurde aus Bibliotheksperspektive zunächst als nur temporär interessantes Angebot wahrgenommen. Der Zugriff ›auf alles‹ wird dabei insbesondere von Wissenschaftlern sehr geschätzt und stark nachgefragt, so dass die ›Complete‹-Lizenzen oft Jahr um Jahr verlängert werden. Aus Nutzerperspektive steht dabei der einfache Zugriff im Vordergrund: Auch sehr spezielle Titel können ortsungebunden abgerufen werden. Die Vielzahl der zur Verfügung stehenden E-Books von De Gruyter wird auch von Studierenden wahrgenommen. Zu bedenken ist dabei, dass sie dieses Verlagsangebot den nicht online verfügbaren Titeln anderer Verlage vielleicht aufgrund der direkten Verfügbarkeit vorziehen.

Mittlerweile folgen viele Verlage diesem Trend und bieten ihre E-Books in Gänze oder in Fachpaketen zum Zugriff an, lizenziert und mit Kaufoption für eine Auswahl der Titel nach Lizenzende. Aber macht es Sinn, Jahr um Jahr Titel

3 Vgl. zu den DFG-geförderten Lizenzen genauer: <https://www.nationallizenzen.de/ueber-nationallizenzen>, aufgerufen am 28.04.19.

4 Vgl. zum Projekt DEAL genauer: <https://www.projekt-deal.de/>, aufgerufen am 28.04.19.

5 Präziser in diesem Fall: evidenzbasierte PDA, d. h. die Nutzung des Titels löst keinen Kauf aus, sondern dieser erfolgt nach Ende der Lizenzperiode durch Auswahl von Titeln seitens der Bibliothek, vgl. dazu Herb 2015, S. 235.

auch älterer Erscheinungsjahre zu kaufen, deren Preis um ein Vielfaches höher liegt als bei der Printversion, und die als E-Book vielleicht nicht unbedingt benötigt werden?

Problematisch ist bei derartig großen Paketen die Einbindung der Metadaten in den Onlinekatalog: Sie erfolgt meist zeitverzögert, es gibt offensichtliche Lücken, die sich im Zusammenspiel zwischen Verlag, Bibliothek und Bibliotheksverbund manchmal nur schwer schließen lassen. Es gibt zahlreiche Dubletten nicht nur zum Printbestand, sondern auch zu bereits zuvor gekauften E-Books desselben Verlags, und die Auswahl der am Ende der Lizenzperiode gekauften E-Books ist zeitaufwändig. Sie erfolgt nach keineswegs eindeutigen Kriterien: Zwar ist die Nutzungsintensität ein wichtiger Faktor, aber es gilt, auch die Ergänzung mehrbändiger Werke im Blick zu behalten, die über diesen Weg nicht automatisch erfolgt, oder den Ankauf der für die Forschung besonders wichtigen, aber vielleicht nicht in jedem Jahr stark genutzten Reihen. Auch erübrigt sich damit nicht der Kauf gedruckter Exemplare, die weiterhin sowohl von Lehrenden als auch Studierenden parallel nachgefragt werden.

Dennoch sind diese neuen Geschäftsmodelle und die umfassenden Lizenzen insgesamt durchaus als positiv einzuschätzen, bringen sie doch gerade in einem Fach wie der Germanistik eine ganz klare Verbesserung in Hinblick auf direkt digital verfügbare Werke in einem Umfang, der sich deutlich im Discovery System niederschlägt. Es handelt sich aber um einen Paradigmenwechsel: Inhalte werden mehr oder weniger dauerhaft lizenziert, nur ein Teil der E-Books steht auch mit Archivrechten zur Verfügung.

Für Etatverteilungssysteme ergeben sich sowohl durch die inhaltlich wie finanziell schwergewichtigen Konsortialabschlüsse, aber auch durch neue Geschäftsmodelle in Hinblick auf E-Books oder interdisziplinäre Volltextdatenbanken wie *JSTOR* oder *Project Muse* Probleme: Aufwändig müssen die entstehenden Kosten auf die Fachreferatsetats aufgeteilt werden, die damit einer enormen Bindung unterliegen. Gerade in geisteswissenschaftlichen Fächern müssen aber auch noch Bücher gekauft werden, d. h. gedruckte Bücher, deren Anschaffung als E-Book zu einem x-fachen Preis nicht lohnt oder die als E-Book nicht verfügbar sind.

4. Fazit: Vereinfacht die Digitalisierung Literaturrecherche und Informationszugang?

Bezogen auf das Angebot wissenschaftlicher Bibliotheken ermöglicht die Digitalisierung unterschiedliche Ansätze der Literaturrecherche in vielfältigen Datenbanken und -pools. Es gibt schon jetzt ein umfangreiches Angebot an direkt verfügbaren elektronischen Ressourcen unterschiedlicher Publikationstypen, das weiter ansteigen wird. E-Books und Online-Zeitschriften können vom eigenen Schreibtisch aus bequem abgerufen werden.

Durch Unkenntnis der geschilderten Rahmenbedingungen können bei der Literaturrecherche jedoch Verzerrungen eintreten, zum Beispiel in Hinblick auf die im Discovery System in Teilen fehlenden fachrelevanten Ressourcen oder durch die Bevorzugung direkt verfügbarer Volltexte im Vergleich zum gedruckten Buch, das in der Germanistik nach wie vor von großer Relevanz ist, aber eben nicht am Schreibtisch steht, sondern in der Bibliothek – oder per Fernleihe besorgt werden muss. Literaturrecherche und Informationszugang sind keineswegs nur erleichtert und verbessert worden, sondern die je nach Rechercheinstrument gefundenen Titel müssen kritisch betrachtet und in ihrem Kontext hinterfragt werden. Den Fachreferentinnen und Fachreferenten der Bibliothek kommt hier eine Schlüsselrolle zu: Sie sind die Experten in Hinblick auf die verfügbaren unterschiedlichen Ressourcen, die sie in enger Abstimmung mit den Instituten erwerben, und sie vermitteln effektive Suchstrategien und bestmöglichen Zugang zur Information, ob gedruckt oder online.

Literatur

- Böhner, Dörte: Verbessern Discovery Systeme die Informationskompetenz? In: 027.7 Zeitschrift für Bibliothekskultur 2 (2013), S. 47–57.
- Griebel, Rolf [u. a.] (Hgg.): Praxishandbuch Bibliotheksmanagement. Berlin 2015.
- Herb, Silvia: Patron-Driven Acquisition. In: Praxishandbuch Bibliotheksmanagement. Hg. von Rolf Griebel [u. a.]. Berlin 2015, S. 227–240.
- Hindersmann, Jost/Tholen-Wandel, Carolin: Warum eBooks das Leben nicht unbedingt leichter machen. Ein Erfahrungsbericht aus einer Universitätsbibliothek. In: b.i.t. online 21 (2008), Nr. 2, S. 116–127.
- Jansen, Heiko: Discovery-Services – Einführung, Marktübersicht und Trends. In: Bibliotheksdienst 48 (2014), S. 773–783.
- Mittermaier, Bernhard/Reinhardt, Werner: Lizenzierung elektronischer Medien. In: Praxishandbuch Bibliotheksmanagement. Hg. von Rolf Griebel [u. a.]. Berlin 2015, S. 205–226.
- Moravetz-Kuhlmann, Monika: Erwerbungs politik, Etatplanung und Mittelallokation in wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Praxishandbuch Bibliotheksmanagement. Hg. von Rolf Griebel [u. a.]. Berlin 2015, S. 161–183.
- Pfeffer, Magnus/Wiesenmüller, Heidrun: Resource Discovery Systeme. In: Handbuch Informationskompetenz. 2., überarbeitete Auflage. Hg. von Wilfried Sühl-Strohmer. Berlin 2016, S. 105–114.
- Sühl-Strohmer, Wilfried (Hg.): Handbuch Informationskompetenz. 2., überarbeitete Auflage. Berlin 2016.

Dr. Karolin Bubke, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg,
karolin.bubke@uni-oldenburg.de

Digitales Publizieren und Open Access in der Germanistik

Anne Baillot

Digitales Publizieren umfasst eine Vielfalt von Praktiken, die vom Tweet über den wissenschaftlichen Artikel in einer Online-Zeitschrift bis zum Bloggen reichen.¹ Die online technisch vereinfachte Selbstpublikation hat zur Folge, dass die Strukturierung der wissenschaftlichen Landschaft von anderen medialen Voraussetzungen ausgeht, als es in der Printwelt der Fall ist, in der Qualitätskontrolle zwangsläufig vor der Publikation kommt.

In diesem Beitrag möchte ich argumentieren, dass die Germanistik diese neuen medialen Bedingungen nicht als Verlust über die Qualitätskontrolle bzw. als Bedrohung wahrnehmen muss und dass im Gegenteil konkrete Vorschläge angebracht sind, damit die Fachgemeinschaft sich diese medialen Voraussetzungen aneignet und sie für sich fruchtbar macht. Die folgenden Überlegungen basieren auf einer Betrachtung der Publikation an sich, die sich nicht in Selbstpublikation einerseits und evaluierter Publikation andererseits gliedert, sondern die öffentliche Verbreitung von Informationen im digitalen Kontext als Grundlage nimmt. Der erste Teil befasst sich mit digitalen Publikationen und deren Bedeutung für die Germanistik, der zweite Teil mit der Philosophie von Open Access und deren möglicher Umsetzung.

1. Vom gedruckten Buch zum digitalen Publizieren

Digitale Medien sind von Natur aus Publikationsplattformen. Die Veröffentlichung im Sinne eines Verfügbarmachens für die Öffentlichkeit ist für digitale Inhalte definitorisch, handelt es sich doch primär darum, ›user generated content‹ miteinander in Verbindung zu setzen und zu streuen. Der Ausdruck ›digitales Publizieren‹ hat also etwas Tautologisches: Was digital ist, ist in der Regel publiziert.

Nicht jede digitale Publikation ist mit einer Printpublikation vergleichbar. Dies hat zum einen mit dem Prozess der Qualitätskontrolle zu tun, der anders gelagert ist. Zum anderen liegt es daran, dass die Grenzen zwischen Text und anderen Medien (Bild, Video, Audio) und die damit zusammenhängenden Qualitätskriterien im digitalen Bereich andere sind als im Printmedium. Dieser

1 Mein herzlichster Dank geht an Mareike König für die kritisch-konstruktive Durchsicht des Manuskripts und speziell für ihre Verbesserungsvorschläge.

Aspekt wird in der Betrachtung von digitalen Publikationen oft unterschätzt. Wenn auch, wie im Printmedium, Text und andere Medien gleichermaßen digital publizierbar sind, ist Text im digitalen Bereich für jede Publikationsform beim jetzigen Stand der Technologie unabdingbar.

Ein Text in dem Sinne, der ihn im digitalen Bereich zur fundamentalen medialen Form macht, ist eine Zeichenkette aus Nullen und Einsen, nach der und in der ein Computer, beispielsweise ein Algorithmus, Inhalte suchen und finden kann. Textlose Bilder können zwar online veröffentlicht werden, aber sie sind digital gesehen unsichtbar: Ohne Text, und sei es nur eine Bildbeschreibung oder andere Metadaten, existieren sie im digitalen Raum nicht.² Im Sinne des digitalen Publizierens ist damit ausschließlich Text, als Voraussetzung für die Auffindbarkeit und Verlinkung (also digitale Leserlichkeit) der Inhalte, die Grundlage für alle Publikationsformen. Das soll nicht heißen, dass nur Texte publiziert werden sollten, sondern vielmehr, dass ohne Text keine Publikation zustande kommen kann, die im digitalen Raum einen Zirkulationswert hat.

So heißt es, sich im digitalen Bereich grundsätzlich von einer Konzeption der Informationsstruktur zu verabschieden, die sich in Bild/Audio/Video einerseits und Text andererseits gliedert. Selbst bei anderen medialen Formen ist Text digital strukturgebend. Insofern gilt es vielmehr, um Qualität und Struktur digitaler Publikationen besser erfassen zu können, diese nicht als Texte bzw. als alternative Medien zu definieren, sondern allesamt als Daten zu betrachten. Digitale Publikationen sind textbasierte, digital zugängliche Daten.

Digital publiziert werden Daten und ihre Metadaten, d. h. Informationen über diese Daten wie Titel, Veröffentlichungsort oder -datum, Schlagwörter und dergleichen. Daten und Metadaten besitzen eine eigene Logik der Qualität, die mit den Kriterien aus dem Printbereich nichts gemein hat. In den letzten Jahren hat sich die Kenntnis datenbasierter Qualitätskriterien durch die Entstehung von Qualitätssiegeln wie beispielsweise das ›Data Seal of Approval‹ oder die ›FAIR principles‹ verbessert. Forschungsinfrastrukturen haben sich bemüht, diese Qualitätskriterien der wissenschaftlichen Gemeinschaft nahezubringen: Diese Qualitätsmerkmale wurden allgemein verständlich konzipiert und so formuliert, dass sie nicht allein für IT-Spezialisten zugänglich sind.³ Dennoch bleibt es ins-

2 Zum Begriff des digitalen Raums vgl. Vitali-Rosati 2018. Künstliche Intelligenz ermöglicht beim jetzigen Stand der Forschung und Entwicklung nicht, etwa Bildermotive automatisch zu erkennen, ohne dass diese Motive anhand von großen Textmengen im Vorfeld im Algorithmus eingespeist und trainiert wären. Im Bereich der für die Geisteswissenschaften relevanten Ressourcen sind wir weit davon entfernt, ausreichend Trainingsdaten zu haben, um automatische Bild- oder Audioerkennung einsetzen zu können. In einem Jahrzehnt könnte die Sachlage anders aussehen.

3 Sowohl das ›Data Seal of Approval‹ (<https://www.datasealofapproval.org/en/>) als auch die ›FAIR principles‹ (<https://www.go-fair.org/fair-principles/>) lassen die Frage

besondere in der geisteswissenschaftlichen Forschung immer noch eine konzeptuelle Herausforderung, eine digitale Publikation zuerst unter dem Blickwinkel ihrer Qualität im Hinblick auf ihre Datenstruktur zu betrachten, um sich dann erst mit dem Inhalt zu befassen, der unter ebendiesem Blickwinkel genau genommen nur Oberfläche ist.

Allgemein gilt aber: Eine digitale Publikation wird am besten durch ihre Datenstruktur bewertet. Dies erfordert eine Annäherung an die einschlägigen Kriterien, die eine Datenstruktur erfassen helfen. An erster Stelle bedeutet es für die Leserschaft digitaler Inhalte, dass sie eine Bereitschaft entwickelt, unter der Oberfläche dessen, was sie online zu Gesicht bekommt, zu ›lesen‹. Ein online gut lesbarer Text kann sehr wohl eine dürftige Datenstruktur haben, die den Qualitätskriterien nicht entspricht, was dem ›analogen‹ Leser nicht bewusst sein kann. Eine online gestellte pdf-Publikation kann beispielsweise entweder mit umfassenden Metadaten und hinterlegtem, bearbeitbarem Text versehen sein und in einer stabilen Publikationsumgebung eingebettet sein, oder aber unter einer instabilen URL als reines Bild abgelegt sein. Im ersten Fall ist es eine annehmbare digitale Publikation, im zweiten nicht.

Unter ›digital literacy‹ versteht man die Fähigkeit, sich in einer solchen digitalen Informationsstruktur zu orientieren und diese zu begreifen. Das bedeutet nicht zwangsläufig, selbst programmieren zu können, schließt jedoch die Kompetenz ein, zu erkennen, ob eine Datenstruktur Hand und Fuß hat: Ist die Publikation stabil und langzeitarchiviert? Ist sie leicht zu finden? Kann sie geteilt, bearbeitet und verbessert werden? Ist sie interoperabel, d. h. kann sie mit anderen Informationen computergestützt in Verbindung gebracht werden?

Im wissenschaftlichen Bereich verschärfen sich die Ansprüche an die Qualitätskriterien sowohl in der Datenstruktur als auch darüber hinaus. Dies betrifft insbesondere Zitierfähigkeit, Autor*innenzuordnung und Zitationsmetriken, Archivierung, Versionierung, Prozesshaftigkeit und Verbesserbarkeit von digitalen Publikationen.⁴

All diese Punkte hängen mit zentralen Charakteristiken von digitalen Publikationen zusammen: Diese sind besserbar und können von beliebig vielen Beitragenden bearbeitet werden, wobei diese Wandlungen, denen eine Publikation unterworfen ist, nicht zwangsläufig in nur einer digitalen Infrastruktur oder Plattform stattfinden müssen: Eine Version eines Textes kann in Form eines Blogs erscheinen, eine andere in der Presse, eine leicht veränderte in einer Zeitschrift etc.

nach den Akteuren und nach ihrer Unabhängigkeit offen, die ein solches Labeling vornehmen.

4 Für eine systematische Darstellung siehe das *Working Paper der AG Digitales Publizieren* des Verbands Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd) (vgl. Digital Humanities im deutschsprachigen Raum 2016).

Die Tatsache, dass digitale Publikationen aufgrund ihrer technischen Verfasstheit immer wieder bearbeitet werden können, stellt die geisteswissenschaftliche Forschung vor Herausforderungen. Denn das bedeutet, dass es nicht mehr möglich ist, davon auszugehen, dass *eine* Person *eine* Publikation zu *einem* Zeitpunkt veröffentlicht hat und diese Version als Endpunkt eines Publikationsprozesses aufgefasst wird. Vielmehr gibt es potentiell mehrere Beitragende mit unterschiedlichen Formen von Beiträgen zu einer Publikation, die selbst unterschiedliche Publikationsstadien hat, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten veröffentlicht und ggf. weiter verändert wurden. Auch Seitenzahlen, ein zentraler Ankerpunkt des geisteswissenschaftlichen Publikations- und Zitierwesens, verschwinden oft bei digitalen Publikationen, die sich vom Blattformat emanzipiert haben. Dies ist noch bei weitem nicht bei allen der Fall und manche Publikationen führen die Seitenzahl einfach in eckigen Klammern weiter mit. Als neue Orientierung, etwa in einem digital publizierten germanistischen Aufsatz, kann dann die Absatznummerierung dienen. Es braucht mehrere, aus der Perspektive des gedruckten Texts zusätzliche, Informationen, damit genau benannt werden kann, welche Textteile in welchen Absätzen eine bestimmte Person zu einer bestimmten Publikation zu einem bestimmten Zeitpunkt beigetragen hat.

2. Geisteswissenschaftliches Publizieren

Diese Situation stellt die geisteswissenschaftliche Forschung nicht nur vor praktische Herausforderungen (wie etwa soll eine Publikation zitiert werden?), sondern stellt auch traditionelle Qualitätskriterien speziell der germanistischen Forschung vor neue Schwierigkeiten.

Der erste, der sich in diesem Zusammenhang kaum noch in bekannter Form behaupten kann, ist zunächst einmal der ›Autor‹. Während die germanistische Forschung sich sowohl überwiegend von Autor*innentexten als Primärquelle nährt als auch vorrangig Autor*innentexte als Sekundärproduktion vorlegt, da die Bemühungen um ein kollektives, diversifiziertes Verständnis von Autorschaft nach wie vor mehr Bemühungen sind, als dass sie der primäre Forschungsansatz der Fachgemeinschaft wären, ist im digitalen Raum die Konstellation alleiniger Autor*innen eher die Ausnahme als die Regel. Die Kluft müsste eigentlich überbrückbar sein, denn diese Produktionspraktiken sind gar nicht so gegensätzlich, wie es zunächst aussieht. Denn seit jeher haben immer mehr als nur eine Person an einer Publikation mitgewirkt: Kolleg*innen, Freund*innen, Kopist*innen, Verleger*innen, Drucker*innen, Kritiker*innen – der Personenkreis, der um eine Publikation herum agierte, war immer weit ausgedehnt. Daraus ergab sich aber die Zuordnung vorrangig zu einer Person als derjenigen, der die Autorität zugewiesen wurde: der Hauptperson (vielleicht zwei, drei; vielleicht wurde den anderen Personen in den Paratexten eine gewisse Anerkennung entgegen-

gebracht, jedoch galt die Autorschaft dem einen Namen über oder unter dem Titel).

Im digitalen Raum teilt man sich die Autorität, wird sie doch in viel kleineren Einheiten zugewiesen als es in Printmedien der Fall ist. Es ist technisch möglich und vom epistemischen, bzw. politisch-philosophischen Ansatz her gewünscht, dass jeder einzelne Teilbeitrag verschiedener Personen zu einem Text anerkannt wird. Insofern gibt es im Digitalen viele Autor*innen, genau genommen: Es gibt unendlich viele Autor*innen, wobei man sehr genau hinschauen muss, um zu evaluieren, was diese Autorschaft genau bedeutet: Autor*in eines Tweets, Autor*in eines Artikels, Autor*in einer Datenbank etc. Der Begriff ›Autor‹ kann im Fall von digitalen Publikationen nicht eins zu eins aus dem Bereich der Printpublikationen übernommen und angewandt werden, sondern bedarf der Präzisierung einer Funktion, die es zwar immer schon gab, die aber nicht benannt wurde.

Im geisteswissenschaftlichen Kontext sorgt die Handhabung der Zeit im digitalen Raum ebenfalls für Irritation. Im Printbereich findet ein Publikationsprozess seinen Abschluss in dem Moment, in dem die Publikation gedruckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Nicht selten weilen Publikationen jahrelang in der Autor*innenwerkstatt bzw. in den Röhren des Printprozesses, ehe sie dem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Denn dann gilt, dass die gedruckte Version autoritativ ist: Sie ist in dieser Form, unter diesem Titel und Namen endgültig. Es kann zwar sicherlich weitere Auflagen mit kleinen oder großen Veränderungen geben. Aber das abgeschlossene Werk ist mit diesem Endstatus umrahmt, und es bleibt auch in seinem Rahmen. Böse Zungen sprechen bei der Drucklegung daher mittlerweile von der »Grablegung« eines Textes, um den Unterschied der Abgeschlossenheit im Vergleich zu einem dynamisch weiterlebenden digitalen Text zu unterstreichen.

Im digitalen Raum gibt es keinen Grund, solange zu warten, bis eine Publikation endgültig ist, um sie zu veröffentlichen, denn sie kann immer verbessert werden. Nichts hat endgültigen Charakter; jede Publikation entsteht prozessual. Genau genommen ist in diesem Zusammenhang die Werteskala eigentlich umgekehrt: Im digitalen Raum wird auf Zugang und auf schnelle Publikation Wert gelegt. Die Erstpublikation wird dann gesichtet, kommentiert, ergänzt, aktualisiert, kritisiert. Zu diesem Online-Kommunikationsmodus gehören nicht nur Hate Speech und Wutausbrüche, wie sie den sozialen Medien unterstellt werden. Auch die Diskussion eines wissenschaftlichen Aufsatzes kann diese kollektive und prozessuale Form annehmen.

Ebenso spielt an dieser Stelle die eingangs angesprochene Datenstruktur eine zentrale Rolle, denn im Falle von wissenschaftlichen Publikationen wird der gesamte digitale Überarbeitungsprozess mit seinen Kommentaren, Kritiken, Antworten und Anpassungen transparent gemacht und dokumentiert. In diesem Sinne entspricht beispielsweise das Online-Nachschlagewerk Wikipedia, das im wissenschaftlichen Bereich gerne gescholten wird, vorbildlich zentralen Quali-

tätskriterien im Bereich der digitalen Publikationen: Zeit, Autor*innen, Bearbeitungsprozesse, Versionen sind zugänglich, archiviert und transparent. Dessen ungeachtet wird die Wikipedia von der Germanistik bei Weitem nicht als Modellpublikation herangezogen, genau aus den Gründen, die mit Kriterien zu tun haben, die für das Digitale zentral sind: Autoritativität und Abgeschlossenheit fehlen dort nämlich. An diesem Ende kommen wir also mit den üblichen Evaluationskriterien nicht weiter.

Am anderen Ende des Zeitbogens hat die für digitale Publikationen zentrale Prozessualität ebenso Folgen im Hinblick darauf, wie digitale Publikationen veralten und was die Ansprüche an die Zeitgebundenheit von geisteswissenschaftlichen Publikationen sind. Denn Printpublikationen lassen es durch ihren abgeschlossenen Charakter leichter zu, zu ihrem Inhalt Stellung zu beziehen und sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einzubinden, als es auf den ersten Blick bei sich immer weiter entwickelnden Texten der Fall ist. Epistemologisch gesehen ändert sich damit eigentlich nichts im Vergleich zur diskursiven Praxis eines nicht-digitalen Zeitalters. Aber ohne die Ankerpunkte der eindeutigen Referenz (Autor*in, Textzustand, Zeitpunkt der Publikation, Version etc.) hakt es, ohne dass klar wäre, wie dieser innere Konflikt zu lösen ist.

Wie wir beispielsweise heutzutage Blogbeiträge betrachten und evaluieren, ist nur die Spitze des Eisberges: Völlig unklar ist derzeit, wie solche Publikationen veralten werden, d. h. wie unsere Kinder und Kindeskinde sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einbinden werden. Damit verbunden ist die Frage, was wir tun können, damit das, was wir heute in digitaler Form produzieren, in zwei, drei Generationen Referenzstruktur und -charakter haben kann, wie es die Printpublikationen unserer Vorgängergenerationen für uns haben.

Sowohl bei der Frage der Autorschaft als auch bei der Frage der Prozessualität bzw. Unabgeschlossenheit entstehen grundsätzliche Herausforderungen für digitale Publikationen (z. B. Welcher Textzustand soll als Referenz dienen? Welche Überarbeitungsschritte werden zugelassen, wie werden sie dokumentiert, wie kontrolliert, wie werden sie evaluiert und wie werden die unterschiedlichen Beiträge zugeordnet?). Aber auch konkrete Probleme bei der Referenzierung und Evaluation von Publikationen liegen vor: Wie wird eine Publikation zitiert? Wie lässt sich der Aufwand evaluieren, der von einer besonderen Person in eine digitale Publikation eingeflossen ist? Zugespitzt stellt sich schlicht und ergreifend die Frage, wie man als Forscher*in die Literaturlisten gliedern und füllen soll und wie diese dann evaluiert werden.

Denn die Krux ist, dass unser Tauschwert auf dem Marktplatz des wissenschaftlichen Handelns eine Reputation ist, die massiv auf der eigenen Publikationsliste beruht. So kulminiert die Diskussion um digitale vs. gedruckte Publikationen zu einem Kampf der Systeme, wenn es in den Geisteswissenschaften um die Etablierung einer wissenschaftlichen Reputation geht. Wer digital publiziert, tut sich bisweilen schwer, zugleich die Anforderungen des traditionellen Reputationsmarktes zu erfüllen, dies sicherlich in Abhängigkeit von der Reputation

des Organs, in dem publiziert wird. Dies wiegt besonders schwer für Nachwuchsforschende, die ihre Reputation aufbauen müssen und sich nicht, wie es bei arrivierten Forschenden der Fall ist, auf ihre Produktion von »vor dem digital turn« berufen können. Wie gehen wir damit um, dass für ein Ranking die Datenstruktur vor Seitenumfang gewertet werden müsste oder dass die kollektive Wissensproduktion andere Ansprüche erhebt als Einzelgängerliteraturlisten? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Wir befinden uns in einer Situation, in der die meisten Forschenden, die sich auf das Terrain der digitalen Publikationen wagen, bemüht sind, beide Welten zufriedenzustellen und dies zum Preis eines enormen und intellektuell nicht befriedigenden Arbeitsaufwands.

3. Wie offen ist offen in Open Access?

In diesem Zusammenhang kann Open Access entweder als eine zusätzliche Hürde oder aber als willkommener Ausweg aus dieser komplexen Situation fungieren.

Als Ausgangstür aus dem Konflikt wird Open Access in der Germanistik jedoch selten wahrgenommen, nicht zuletzt, weil die lautesten Stimmen, die sich in Sachen Open Access öffentlich hörbar machen, diesen als Zwang, als Macht demonstration, als deplatzierten Übergriff inszenieren. Umso erstaunlicher ist diese Einstellung im Kontext medialer Anpassung, die seit jeher die Schaffensbedingungen der Forschungsobjekte, die im Mittelpunkt des Interesses stehen, bestimmt hat. Doch just diese Ablehnung kann durchaus als ein Symptom dafür interpretiert werden, dass es einen Wandel in den Mentalitäten braucht, um digitale Publikationen integrativ in der germanistischen Landschaft mitzudenken.

Open Access ist kein willkürlich von einer Institution oder vom Gesetzgeber auferlegter Zwang, auch wenn es gelegentlich so dargestellt wird, sondern das Ergebnis einer Reflexion darüber, wie der faktische Medienwandel der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu einer neuen Selbstbestimmung und -profilierung verhelfen kann. Aber was ›offen‹ in Open Access bedeutet, bedarf im Kontext des geisteswissenschaftlichen Reputationssystems einer Erläuterung, da es nicht evident ist.

Das akademische Reputationssystem in den Geisteswissenschaften beruht auf einer Verschachtelung von geschlossenen Kreisen. Die wissenschaftliche Gemeinschaft gliedert sich demnach in Zeitschriften, Reihen, Herausbergremien, die nach bestimmten Hierarchien in der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt sind, die aber frei sind, ihre Qualitätskriterien selbst festzulegen. Diese Freiheit wird als Garantie für die Unabhängigkeit von wissenschaftlichen Entscheidungen hochgehalten. Ob ein solches, letztlich oligarchisches System, das zudem aus der Hand von Verlagen frisst, die beste Garantie für die wissenschaftliche Freiheit zur Selbstbestimmung ihrer Qualität ist, verdient zumindest die Option, überhaupt hinterfragt zu werden. Über mögliche Alternativen sollte

man sich Gedanken machen, zumal wenn andere medienpraktische Wege bereitstehen.

Hier soll es nicht um Open Access als wirtschaftliches Modell gehen, sondern um dessen Bedeutung für die Kommunikation innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Germanistik mit Blick auf die Herausforderungen, die digitale Publikationen grundsätzlich mit sich bringen. Gehen wir davon aus, dass Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft bedeutet, dass Forschungsergebnisse kostenlos online zugänglich sind.⁵ Was bedeutet das für die Evaluation dieser Ergebnisse, für den Aufbau von wissenschaftlichen Reputationen, für die gesamte Ökonomie der Fachgemeinschaft?

Die Offenlegung der Forschungsergebnisse hat zur Folge, dass die für den Reputationsaufbau üblichen Filter nicht mehr da greifen müssen, wo sie sonst immer gegriffen haben, nämlich vor der Publikation, um diese selektiv zu ermöglichen. Es ist möglich, weiterhin so zu verfahren. Das ist beispielsweise bei Online-Zeitschriften der Fall, deren Herausgeber*innen vor der Online-Publikation intern auswählen, evaluieren und redigieren. Aber es ist auch möglich, Forschungsergebnisse in den einschlägigen wissenschaftlichen Formaten⁶ einfach sofort zu veröffentlichen. Außerdem geht die digitale Logik davon aus, dass es keinen Grund gibt, Forschungsergebnisse solange geheim zu halten, bis eine Zeitschrift oder ein Sammelband sie publiziert. An dieser Stelle treffen zwei Zeitvorstellungen aufeinander: die der Printmedien, bei der Zeit egal und Reputation ausschlaggebend ist, und die der digitalen Medien, bei der das Zurückhalten von Informationen für widersinnig gehalten wird, da es die Forschung künstlich verlangsamt oder gar verhindert, und bei der der Reputationsaufbau erst nach der Publikation erfolgen kann, sofern die Publikation wahrgenommen wird. Das ist der Knackpunkt, der die Reputationsökonomie der germanistischen Gemeinschaft sprengt. Denn noch verfügt sie über so gut wie keine nachträglichen Publikation-Filtermechanismen, bei denen man auf der Grundlage von bereits online verfügbar gemachten Inhalten Reputationen aufbauen könnte.

Nach der Veröffentlichung zu evaluieren, kann bedeuten, dass die jetzige Reputationsstruktur repliziert wird. Es ist durchaus vorstellbar, dass Publikationen, die aus denselben Gründen, wie es jetzt der Fall ist, höhergeschätzt werden, erst nach der Publikation mit einer Art Gütelabel versehen werden. Das tun auch Online-Zeitschriften, die im Grunde genommen so funktionieren wie Printzeitschriften. Wie dies für Verlage in Profit umgemünzt wird, zeigen die Strategien, die große Verlage in diesem Sinne entwickeln. Noch aber wird mit Zugangsbedingungen Geld verdient. Wenn, wie in der hier verfolgten Hypothese eines kompletten Open Access, Zugang kein Argument mehr ist, um Geld zu

5 Zu Open Access allgemein vgl. Suber 2012. Zu den unterschiedlichen wirtschaftlichen Modellen, damit zusammenhängenden Zugangsbedingungen und möglichen Publikationsplattformen im deutschen Kontext vgl. Schmeja 2018.

6 Wissenschaftliche Blogs oder offene Archive sind genau dafür bestimmt.

verdienen, werden mit Sicherheit andere Aussonderungssysteme geschaffen, etwa solche, die mit der Verbreitung der Publikation spielen.

Aber digitale Publikationsformate und Open Access bieten zugleich die Möglichkeit, nicht nur das Bekannte in einem anderen medialen Kontext zu replizieren, sondern anders anzusetzen. Die technischen und politischen Bedingungen sind vorhanden, um sich neue Reputations- und Wissenszirkulationsmodelle auszudenken.

›Offen‹ in Open Access könnte einfach so gedeutet werden, dass digitaler Zugang gewährt wird – und mehr nicht. Es könnte aber auch eine erweiterte Bedeutung haben, etwa die, dass Hierarchien weniger vertikal wirken und dass (vorhandene) Kollektive in den Mittelpunkt gestellt werden. Denn schaut man genau hin, wie Offenheit für die germanistische Fachgemeinschaft fruchtbar gemacht werden kann, dann ginge es nicht so sehr um das Recht auf Zugänglichkeit von Information, das leicht umzusetzen wäre, oder eine Freiheit zur (Selbst-)Determination von Evaluationskriterien, die es schon gibt, sondern diese Offenheit würde vielmehr auf der Vertrauensbeziehung innerhalb der Gemeinschaft basieren. Und genau dafür brauchen wir Grundlagen, die es uns ermöglichen, Vertrauen in ein Reputationssystem umzumünzen, das über Likes hinausgeht und der Gemeinschaft einen digitalen Existenzraum gibt.

4. Zukunftswege der Publikation für die Germanistik

Man könnte den Anhänger*innen des schnellen Publizierens, fortlaufenden Verbesserns und allgemeinen Verfügbarmachens leicht vorwerfen, ein solides Reputationssystem durch einen volatilen Like-Schwindel ersetzen zu wollen und damit die digitale Publikation und Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft schlicht und ergreifend untauglich zu machen. Tatsächlich kommen wissenschaftliche Evaluationssysteme nicht spontan mit einem neuen Medium, sondern das Medium ist es, das womöglich Plastizität bietet, um Qualitätskriterien zu definieren. Im Falle von digitalen Publikationen in der Germanistik gilt es, bei der Konzeption dieser Qualitätskriterien sowohl die germanistische Komponente als auch die digitale Dimension zu berücksichtigen.

Initiativen, die auf die Definition von neuen Qualitätskriterien hinarbeiten, gibt es bereits im Bereich der digitalen Quelleneditionen.⁷ Diesen Ansatz gilt es fortzusetzen und Fragen zu stellen, die wohl stören mögen: Welchen Stellenwert hat ein Blogpost, ein Wikipedia-Artikel oder eine Datenbank für ein wissenschaftliches Œuvre? Um sie zu beantworten wird sich die Germanistik mit an-

⁷ Vgl. den *Kriterienkatalog für die Besprechung digitaler Editionen* vom Institut für Dokumentation und Editorik (Sahle/Vogeler 2014) sowie die *Förderkriterien der Deutschen Forschungsgemeinschaft* (vgl. DFG 2015).

deren Fächern, etwa mit den anderen Philologien, zusammensetzen und über den deutschsprachigen Tellerrand schauen müssen.

Literaturlisten müssen ebenfalls überdacht werden. Es wird notwendig sein, Art und Umfang eines digital publizierten Beitrags angeben zu können. Selbst in einem optimistischen Szenario wird es allerdings schwierig bleiben, Beiträge zu einer Publikation anerkennen zu lassen, die nicht mit der Oberfläche, d. h. dem zu lesenden Text, zu tun haben, sondern mit der Datenarchitektonik, die dahintersteht.

So muss der Weg bereitet werden, um Datenmodelle, Wikipedia-Einträge, Live-Tweets oder Blogposts zu evaluieren. Die Germanistik kann sich sehr wohl Werkzeuge geben, um solche digitalen Publikationsformate im wissenschaftlichen Diskurs und für individuelle Karrieren zu berücksichtigen und für sich fruchtbar zu machen.

Ein erstes Evaluationsformat ist die Herausgabe von sogenannten ›overlay journals‹, die auf offenen Archiven beruhen und bereits online zugängliche Texte evaluieren. Diese können insbesondere für den Aufbau von ›data journals‹ eingesetzt werden, in denen Datenmodelle zusammen mit den Inhalten bewertet werden: ein hilfreiches Tool, wenn es um die Evaluation einer digitalen Edition oder einer Datenbank geht. Ein weiteres mögliches Format ist die Entwicklung eines Evaluationsmodells für die Pflege eines institutionellen Archivs wie etwa der Webseiten eines Instituts, die Twitterarchiv-, Blogaggregator- und Enzyklopädiefunktion haben kann. Nicht zuletzt ließen sich in diese neuen Evaluationsmodelle auch Lehrformate einbinden, die online zugänglich gemacht werden: Es müssen keine Massive Open Online Courses (MOOC) werden, es kann auch ein YouTube-Kanal oder eine Reihe von Podcasts sein, die in die Gesamtevaluation einfließen.

Dies bedeutet, dass auch Institutionen in diese Zirkulationslogik eingebunden werden müssen, denn sie sollten die Infrastruktur bereitstellen, die dieser Medialität eigen ist. Auch in der Evaluation wird es in diesem Sinne so gut wie unmöglich sein, allein fortzuschreiten, sondern das gesamte Ökosystem, in dem man sich als Forscher*in bewegt, spielt zwangsläufig ebenso mit.

Nun ist es an der Zeit, all die dazu gehörigen Bausteine deutlich zu benennen und bei den Evaluationsformaten Kreativität und Wissenschaftlichkeit zu vereinen, um der Zukunft der germanistischen Forschung den Weg zu bereiten.

Literatur

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (Hg.): Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft. In: Informationen für Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen, Ausgabe 11/2015, online unter https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/informationen_fachwissenschaften/geis

teswissenschaften/foerderkriterien_editionen_literaturwissenschaft.pdf, aufgerufen am 22.05.2019.

Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (Hg.): Working Paper ›Digitales Publizieren‹. 01.03.2016, online unter <http://dhd-wp.hab.de/?q=content/working-paper-digitales-publizieren>, DOI: 10.15499/dhd-wp.001, aufgerufen am 22.05.2019.

Sahle, Patrick/Vogeler, Georg [u. a.] (Hgg.): Kriterienkatalog für die Besprechung digitaler Editionen, Institut für Dokumentologie und Editorik, Version 1.1. Juni 2014, online unter <https://www.i-d-e.de/publikationen/weitereschriften/kriterien-version-1-1/>, aufgerufen am 22.05.2019.

Schmeja, Stefan: Gold, Grün, Bronze, Blau...: Die Open-Access-Farbenlehre. In: TIB Blog. 24.10.2018, online unter <https://blogs.tib.eu/wp/tib/2018/10/24/gold-gruen-bronze-blau-die-open-access-farbenlehre/>, aufgerufen am 22.05.2019.

Suber, Peter: Open Access. Cambridge 2012.

Vitali-Rosati, Marcello: On editorialization. Structuring space and authority in the digital age. Amsterdam 2018.

Prof. Dr. Anne Baillot, Le Mans Universität (Frankreich), anne.baillot@univ-lemans.fr

Wissenschaftsnahes Publizieren im digitalen Zeitalter. Oder: Machen wir es doch einfach selber!

Albrecht Hausmann

Es könnte alles so einfach sein. Warum publizieren wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unsere Arbeitsergebnisse (Aufsätze, Monographien etc.) nicht einfach selber für jeden frei zugänglich im Netz, zum Beispiel auf der Internetseite unseres Instituts oder in einem zentralen Online-Fachrepositorium (wie z.B. GiNDok des Fachinformationsdienstes Germanistik)? Die Digitalisierung macht's möglich, denn sie befreit den Publikationsvorgang von einer Fessel, in die ihn die Erfindung Gutenbergs – der Buchdruck mit beweglichen Lettern – der einst gelegt hatte: Jahrhundertlang benötigte jeder, der einen Text veröffentlichen wollte, einen Verleger, der ihm den relativ teuren Publikationsvorgang vorfinanzierte und sich den Kapitaleinsatz dann durch einen erheblichen Anteil am Verkaufserlös der gedruckten Exemplare plus saftiger Gewinne wieder zurückholte (Hausmann 2009). Nun aber kosten Reproduktion und Verbreitung selbst so gut wie nichts mehr, Webspace steht in Hülle und Fülle zur Verfügung. Damit würde dann auch die haarsträubende Mehrfachsubventionierung von Wissenschaftsverlagen durch die öffentliche Hand enden, denn während Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler meist gar nicht oder kaum an den Verkaufserlösen der Verlagsprodukte beteiligt werden, deren Inhalte sie produzieren, kassieren die Verlage zunächst häufig Druckkostenzuschüsse, um dann auch noch vom Verkauf ihrer Bücher an öffentlich finanzierte Bibliotheken zu profitieren.

Natürlich ist diese Überlegung naiv, obwohl sie in ihrer dürren Schlichtheit den Kern der akademischen Open-Access-Bewegung bildet. Wer so naiv denkt, rechnet nämlich nicht damit, dass die Wissenschaftsverlage inzwischen vor allem Teil einer Industrie sind, die tatsächlich nicht mit ›Büchern‹, sondern mit Urheberrechten und vor allem mit Prestige handelt. Bei diesem Geschäft sind die Verlage vor allem deshalb so erfolgreich, weil sie als Eigentümer von etablierten Zeitschriftentiteln und ›angesehenen‹ Reihen zwar nicht etwa selbst wissenschaftliche Qualitätssicherung betreiben, wohl aber deren Delegation an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (Herausgeberinnen und Herausgeber, Gutachterinnen und Gutachter usw.) in der Hand haben. Diese werden in der Germanistik in den seltensten Fällen mit Geld bezahlt, sondern allenfalls mit Reputation. Für diese Reputation schenken wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Verlagen nicht selten die Urheberrechte an unseren Texten und verletzen am Ende sogar Urheberrechte des Verlags, wenn wir unsere eigenen

Texte oder die unserer Kolleginnen und Kollegen im akademischen Unterricht digital an Studierende verteilen wollen.

Derzeit scheint es so, als könnten die in einem fortgesetzten Konzentrationsprozess entstandenen Großverlage wie Elsevier und De Gruyter dieses etablierte und vor allem ausgesprochen bequeme Geschäftsmodell in das Zeitalter der Digitalisierung und des Open Access hinüberretten. Dabei gibt es im Handel mit digitalen Rechten – um nichts Anderes geht es – grundsätzlich zwei Finanzierungsmöglichkeiten, die derzeit beide exzessiv genutzt werden. Die eine ist der im Moment noch recht lukrative Verkauf von Lizenzen und vor allem Lizenzpaketen für E-Books und digitale Zeitschriften an die Bibliotheken. Allerdings setzen sich einerseits die Bibliotheken und andererseits auch die großen Wissenschaftsorganisationen gegen diese Art der Vermarktung der zuvor öffentlich finanzierten Forschung inzwischen zur Wehr; letztere verlangen immer öfter, dass Forschungsergebnisse im Open-Access-Modus publiziert werden. Die Bibliothek der University of California in Berkeley hat kürzlich in einer als ›David-gegen-Goliath‹-Kampf inszenierten Auseinandersetzung dem Elsevier-Verlag vorgerechnet (Kell 2019a), wie er künftig seine Einnahmen generieren möge: Wissenschaftliche Publikationen sollen ›open access‹ publiziert werden; die Bibliothek zahlt dann nichts mehr, vielmehr soll sich der Verlag seine Kosten von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zurückholen (Kell 2019b). Nicht das Nutzen (Lesen) der Publikationen soll also etwas kosten, sondern das Publizieren. Das ist das zweite Finanzierungsmodell für wissenschaftliche Verlage, und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördert dieses Modell durch Open-Access-Publikationsfonds, aus denen open-access-verfügbare Publikationen auf Antrag finanziert werden können, d. h. mit denen die Verlage finanziert werden, die solche Publikationen veranstalten. Derzeit werden diese Fonds vor allem von Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern abgeschöpft, die schon mal 1000 Euro und mehr für die Publikation eines Beitrags in einer ›renommierten‹ Zeitschrift bezahlen. Wenn die DFG an dieser Politik festhält, haben die Verlage den Sprung in die Open-Access-Wirtschaft nahezu unbeschadet überstanden und werden weiterhin problemlos an die Töpfe herankommen, die für die Finanzierung von Forschung gedacht sind, ohne selbst irgendeine Art von Forschung zu betreiben. Scheinbar fördert die DFG mit Open-Access-Publikationsfonds Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler; in Wahrheit subventioniert sie Verlage. Es sind essentielle Fragen, die sich angesichts dieser Situation und der damit verbundenen Weichenstellungen für die Zukunft stellen: Sollen wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler künftig Anträge schreiben und ›Drittmittel‹ einwerben, wenn wir einen Aufsatz publizieren wollen? Können dann nur noch ›reiche‹ Institutionen veröffentlichen? Müssen institutionell nicht angebundene Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, die auf Publikationen besonders angewiesen sind, demnächst selbst Geld zuschießen, um im Open-Access-Modus publizieren zu können?

Dass es auch andere, die Chancen der Digitalisierung besser nutzende Möglichkeiten gibt, wollten meine Münchner Kollegin Anja Becker und ich im vergangenen Jahr mit der Gründung einer mediävistischen Online-Zeitschrift zeigen: Die von uns herausgegebenen *Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung (BmE)* erscheinen online (www.erzaehlforschung.de) und unabhängig von einem kommerziellen Verlag; die einzelnen Beiträge und die gesamte Zeitschrift sind so lizenziert (Creative Commons Lizenz ›BY-NC-ND 4.0‹), dass jeder die jeweiligen Dateien herunterladen, lesen und unverändert digital oder auch ausgedruckt weiterverbreiten darf, sofern er damit keine kommerziellen Ziele verfolgt (zum Lizenzierungsmodell gleich mehr). Der kleine Oldenburger Universitätsverlag (BIS-Verlag), der an die dortige Universitätsbibliothek angeschlossen ist, steuert das Publikationssystem ›Open Journal Systems‹¹, langzeitverfügbaren Serverplatz sowie bibliographische Betreuung bei (Beantragung der ISSN- und DOI-Nummern, Aufnahme in den Bibliothekskatalog).² Die Qualitätssicherung wird durch ein Begutachtungsverfahren (anonymisiertes ›Peer Review‹) gewährleistet, an dem insbesondere der aus einschlägig ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gebildete Beirat beteiligt ist. Im ersten Jahr (2018) sind ein gut gefülltes Jahreshft sowie zwei Themenhefte (Feistner 2018, Reich/Schanze 2018) erschienen, für das zweite Jahr rechnen wir mit einem ähnlichen Publikationsumfang. Die Zugriffszahlen auf die Homepage der Zeitschrift und die einzelnen Beiträge, die wir aus Datenschutzgründen und auch aus prinzipiellen Erwägungen nicht sehr detailliert erheben, sind für ein kleines Fachgebiet wie die mediävistische Erzählforschung ausgesprochen erfreulich.

Natürlich sind wir nicht die erste und auch nicht die einzige germanistische Online-Zeitschrift. Seit Jahren erscheint *Diegesis* sehr erfolgreich, ebenso etwa *IASOnline* und andere mehr. Was die *BmE* aber vielleicht ein wenig von diesen schon etablierten Projekten unterscheidet, ist der Umstand, dass wir uns sehr bemüht haben, einerseits die Möglichkeiten des ›neuen‹ Online-Mediums zu nutzen und andererseits aber auch die Lese- und Sehgewohnheiten einer in dieser Hinsicht vermutlich durchaus ›konservativen‹ Leserschaft nicht zu irritieren. Zugunsten traditioneller Lese- und Zitationsmöglichkeiten haben wir uns dafür entschieden, die Beiträge nur in einem Format, nämlich als statische pdf-Dateien, anzubieten. Dadurch werden feste Seitenzahlen möglich, die in der Germanistik nach wie vor Standard in Zitationsverfahren sind. Außerdem konnten wir so ein auch visuell ansprechendes Layout der Seiten gewährleisten, das sich am gedruckten Buch orientiert, aber doch auch behutsam für das Lesen am Bildschirm optimiert ist: Die Seitengröße, die im Ausdruck regelmäßig im Format DIN A5 ausgegeben wird, lässt sich am Computerbildschirm gut darstellen und bietet

1 <https://pkp.sfu.ca/ojs/>

2 Inzwischen besteht auch die Möglichkeit, ähnliche Projekte auf dem zentralen OJS-Server des FID Germanistik zu hosten. Als wir 2017 mit der Planung der *BmE* begonnen haben, war dies noch nicht der Fall.

sogar auf dem Bildschirm der meisten Smartphones noch einen lesbaren Text; im Ausdruck kann man platzsparend zwei Seiten auf einen DIN A4-Ausdruck unterbringen. Eine der häufigsten Ursachen, warum Menschen das Lesen von wissenschaftlichen Aufsätzen am Bildschirm als unangenehm empfinden, sind Fußnoten, die auf dem Bildschirm oft außer Sicht geraten und nervtötendes Hin- und Herscrollen erforderlich machen. Wir verzichten deshalb zugunsten von Endnoten darauf, die dafür aber anklickbar sind, so dass man durch einen Klick auf das Endnotenzeichen zum Endnotentext gelangt und durch einen weiteren Klick wieder zurück. Sehr behutsam nutzen wir auch farbige Elemente, um die Orientierung auf der Seite zu erleichtern. Links zu online erschienener Literatur sind in der pdf-Datei anklickbar. Auf die visuelle Gestaltung von Titelseiten, Homepage und Logo haben wir einigen Wert gelegt und auch finanzielle Mittel dafür eingesetzt.

Auch bezüglich der Zitierweise, die wir für die Beiträge in unserer Zeitschrift vorschlagen bzw. mit der wir andere online verfügbare Literatur nachweisen, gehen wir einen etwas anderen Weg als jenen, der sich in den letzten Jahren eingebürgert hat: Wir zitieren dauerhaft online verfügbare Literatur – also auch die in *BmE* erschienenen Beiträge – genau in der gleichen Weise wie gedruckte Titel und versehen sie lediglich mit dem Zusatz »(online)«. Auf dem Bildschirm ist dieser Zusatz mit dem Link zur persistenten URL der jeweiligen Ressource hinterlegt und bequem anklickbar. Wir machen damit deutlich, dass digital verfügbare Literatur sich nicht grundsätzlich von gedruckter unterscheidet; auf die Angabe des Abrufdatums verzichten wir, weil damit lediglich suggeriert wird, dass Online-Literatur irgendwie veränderbar und damit weniger verlässlich sei. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Nur Texte, die im Netz dauerhaft und stabil vorhanden sind, sind unserer Meinung nach zitierfähig; deshalb bevorzugen wir das pdf-Format. Auch die URL schreiben wir nicht aus,³ denn auch bei gedruckter Literatur verrät die bibliographische Angabe nicht, wo man ein bestimmtes Buch findet (man gibt z.B. in einer Bibliographie keine Bibliothekssignatur an und auch nicht die Anschrift der Bibliothek oder des Buchhändlers, bei dem man es kaufen kann), sondern lediglich, dass es existiert. Dauerhaft online verfügbare Literatur, die damit zitierfähig ist, muss in Bibliothekskatalogen und anderen Verzeichnissen genauso nachgewiesen werden wie analoge Literatur; man findet sie aber auch über Suchmaschinen, die gleichsam die Kataloge des Internets sind. Wer unsere Beiträge am Bildschirm liest, kann bequem auf den Link klicken und kommt direkt zum zitierten online verfügbaren Text; wer dagegen mit einem Ausdruck arbeitet, muss ohnehin das Medium wechseln und wird den Text entweder (wie bei einem gedruckten Text) im Katalog seiner Bibliothek oder über eine Suchmaschine finden. Das mühsame Abtippen von oft sehr komplexen Links

3 Dass im Literaturverzeichnis dieses Beitrags dann doch auch die URL der *BmE*-Veröffentlichungen angegeben ist, ist den Richtlinien der *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* geschuldet.

dagegen findet in der Realität ohnehin kaum statt und ist wegen der Fehleranfälligkeit lediglich eine Quelle von Frust. Sicherlich gibt es auch Inhalte im Internet, bei denen sowohl die Angabe einer URL als auch eines Abrufdatums Sinn macht, insbesondere Beiträge auf (Micro)blogs oder in Foren, aber gerade solche Inhalte werden kaum als Sekundärliteratur zitiert; sie sind eher selbst Forschungsgegenstände z. B. für Medien- und Kommunikationswissenschaftler.

Auch wenn wir die *BmE* gerne wie eine Print-Publikation zitiert sehen, sind sie aufgrund der Anpassungen an das digitale Medium mehr als eine ins Netz gestellte gedruckte Zeitschrift. Es ist uns aber auch klar, dass wir die Möglichkeiten des digitalen Mediums bei weitem noch nicht ausnutzen und dass wir hier in Zukunft noch viele spannende Features ›nachrüsten‹ können. Dazu zählen z. B. Kommentierungs- und Annotationswerkzeuge und die Möglichkeit, nicht nur Texte zu veröffentlichen, sondern z. B. auch Podcasts, Videos, nicht textförmige Lehrmaterialien für den akademischen Unterricht, Bilder. Unabdingbar ist die Präsenz einer solchen Zeitschrift in den sozialen Medien; deshalb betreiben die *BmE* auch einen Twitter-Account (@BmE_2018)⁴, über den neue Beiträge angekündigt werden und Sichtbarkeit in der recht aktiven mediävistischen Twitter-Community hergestellt wird. Mindestens ebenso wichtig ist aber auch, dass die *BmE* im realen ›analogen‹ akademischen Leben auftauchen. Deshalb organisieren die Herausgeberin und der Herausgeber der *BmE* auf dem Germanistentag 2019 ein eigenes Doppelpanel, das thematisch von einem 2018 in den *BmE* erschienenen Beitrag von Harald Haferland ausgeht; die in diesem Doppelpanel gehaltenen Vorträge sind wiederum zur Veröffentlichung in den *BmE* vorgesehen. So machen wir einerseits Werbung für den schon erschienenen Beitrag, andererseits generieren wir neuen Content.

Natürlich lernt man bei einem solchen Projekt auch durch Erfahrung. Überraschend und irritierend war, dass der heftigste Gegenwind aus den Reihen der überzeugten Open-Access-Vertreter kam; ihnen geht die von uns gewählte Lizenz ›CC BY-NC-ND 4.0‹⁵ nicht weit genug. Für sie ist nur die Lizenz ›CC-BY‹ wirklich Open Access, denn nur dadurch würden – so wurden wir belehrt – die Anforderungen der ›Berliner Erklärung zum Open Access‹ (Max-Planck-Gesellschaft [u. a.] 2003) erfüllt. Nach dieser Lizenz könnte jeder alles mit den in den *BmE* veröffentlichten Texten machen (kürzen, umschreiben, nochmals mit kommerzieller Gewinnabsicht veröffentlichen usw.), er oder sie müsste lediglich den Namen der Autorin oder des Autors angeben. Das geht uns aber zu weit, denn wir investieren als Herausgeber erhebliche Arbeit in jeden einzelnen Beitrag (Organisation der Begutachtung, Redaktion, Layout). Deshalb möchten wir, dass der Veröffentlichungsort *BmE* immer sichtbar bleibt, dass die Integrität der Beiträge auch in visueller Hinsicht gewahrt bleibt und dass wir auch als Herausgeber erkennbar bleiben – obwohl natürlich das Copyright beim Autor oder

4 https://twitter.com/BmE_2018

5 <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

bei der Autorin liegt. Deshalb erwarten wir von jeder Autorin und jedem Autor eine rechtlich verbindliche Erklärung, dass sie/er ihren/seinen Beitrag »in der durch die Herausgeber der *BmE* hergestellten Form als pdf-Datei« unter die Lizenz »CC BY-NC-ND 4.0« stellt; wir nutzen diese Lizenz dann zur Veröffentlichung und behalten dabei die Lizenz bei. Nach unserer Auffassung ist dies »offener Zugang« (Open Access): Jeder kann und darf die pdf-Datei lesen, herunterladen, speichern, digital versenden, online veröffentlichen oder verlinken, ausdrucken und den Ausdruck auch analog vervielfältigen. Selbstverständlich darf auch jeder nach den üblichen Gepflogenheiten aus dem jeweiligen Beitrag zitieren. Wir wollen aber nicht, dass Aufsätze aus den *BmE* in verstümmelter Form in Umlauf gebracht werden, also z. B. nur einzelne Seiten, gar ohne die in jedem Beitrag enthaltene Titelei mit dem Impressum, oder dass kommerzielle Verlage einen Beitrag zwar unter Angabe des Autors oder der Autorin, aber ohne Hinweis auf den Ort der Erstpublikation wiederveröffentlichen dürfen. Wenn man möchte, dass das Copyright beim Autor bzw. bei der Autorin verbleibt, als Herausgeber aber den eigenen Beitrag irgendwie schützen möchte, scheint das von uns gewählte Verfahren ein gangbarer Weg zu sein. Sonst bliebe nur die Möglichkeit, der Logik des Urheberrechts zu folgen, das von einer Abtretung des Copyrights an den Verlag ausgeht und damit weniger den eigentlichen Urheber schützt als vielmehr den Handel mit Rechten regelt.

Die zweite wichtige Erkenntnis nach etwa zwei Jahren Herausgeberschaft ist: Das alles macht sehr viel Arbeit und es gibt kaum Möglichkeiten, für derart wissenschaftsnahen Publikationsformen finanzielle Unterstützung zu erhalten, um z. B. eine Redakteurin oder einen Redakteur damit zu finanzieren. Während Zeitschriften, die von ihren Autoren und Autorinnen häufig hohe Open-Access-Gebühren verlangen, von den millionenschweren Open-Access-Fonds der DFG profitieren, können wir, die wir solche Gebühren gerade nicht erheben wollen, so gut wie keine Finanzierungsmöglichkeiten für ein Projekt wie die *BmE* finden und arbeiten mit »Bordmitteln«, d. h. mit Haushaltsmitteln der Oldenburger Professur, sowie erheblichem persönlichen Einsatz. Zwar gibt es bei der DFG auch eine Förderlinie für *Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS)* und darin das Förderprogramm *Infrastruktur für elektronische Publikationen und digitale Wissenschaftskommunikation*, doch dies gilt immer nur für eine zeitlich befristete Projektphase und nur dann, wenn besonders innovative Elemente erkennbar sind. Das wissenschaftsnahes Publizieren von Beiträgen mit dem (seinerzeit selbst von der DFG geförderten) System »Open Journal Systems« ist aber an sich noch keine besonders innovative Sache und dennoch ausgesprochen sinnvoll. Hier müssen dringend neue Finanzierungsmöglichkeiten und Förderlinien geschaffen werden, damit Open Access nicht zu einem öffentlich finanzierten Geschäftsmodell für Großverlage verkommt, sondern das ermöglicht, was eigentlich damit gemeint ist: der freie Zugang zu den Ergebnissen der weitgehend öffentlich finanzierten Wissenschaft für alle Menschen. Wissenschaftsnahes digitales Publizieren gewährleistet dies in einer besonders direkten, einfachen und

schnellen Weise und wäre zudem ausgesprochen kostengünstig und ressourcenschonend, hat aber keine große Lobby, auch weil wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unsere ›Werke‹ immer noch gerne in Leinen gebunden als ›schönes‹ Buch in Händen halten. Ein Blick auf die Seite der *BmE* sollte aber zeigen, dass man auch im Netz ästhetisch ansprechend und mit dem großen Vorteil der kostenlosen Verfügbarkeit überall und jederzeit publizieren kann.

Literatur

- Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung, online unter <http://www.erzaehlforschung.de>, aufgerufen am 22.05.2019.
- Diegesis. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung, online unter <https://www.diegesis.uni-wuppertal.de/index.php/diegesis>, aufgerufen am 22.05.2019.
- Feistner, Edith (Hg.): Erzählen und Rechnen. Mediävistische Beiträge zur Interaktion zweier ungleicher Kulturtechniken (BmE Themenheft 2). Oldenburg 2018, online unter https://doi.org/10.25619/BmE_H201813.
- Hausmann, Albrecht: Zukunft der Gutenberg-Galaxis. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 42/43 (2009), S. 32–39.
- IASLonline, online unter <http://www.iaslonline.de/>, aufgerufen am 22.05.2019.
- Kell, Gretchen: In push for open access, UC breaks ties with publishing giant Elsevier. In: *Berkeley News*, 28.02.2019, online unter https://news.berkeley.edu/story_jump/in-push-for-open-access-uc-breaks-ties-with-publishing-giant-elsevier/, aufgerufen am 22.05.2019 (= Kell 2019a).
- Kell, Gretchen: Why UC split with publishing giant Elsevier. In: *Berkeley News*, 28.02.2019, online unter <https://news.berkeley.edu/2019/02/28/why-uc-split-with-publishing-giant-elsevier/>, aufgerufen am 22.05.2019 (= Kell 2019b).
- Max-Planck-Gesellschaft [u. a.] (Hgg.): Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities. 2003, online unter <https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung>, aufgerufen am 22.05.2019.
- Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hg.): *narratio* und *moralisatio* (BmE Themenheft 1). Oldenburg 2018, online unter https://doi.org/10.25619/BmE_H201812.

Prof. Dr. Albrecht Hausmann, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg,
albrecht.hausmann@uni-oldenburg.de

Wissenschaftsvermittlung auf Blogs

Alexander Lasch

Blogs, die sich – mit je unterschiedlichen Adressat-inn-en – der Vermittlung von wissenschaftlichen Ergebnissen bzw. der Öffnung wissenschaftlicher Fragestellungen hin zu einer interessierten Öffentlichkeit widmen, sollten sich, möchte man meinen, als niederschwellige Publikationsform großer Beliebtheit erfreuen: Hier können Ideen zur Diskussion gestellt, gemeinsam weiterentwickelt, in einem bestimmten Arbeitsstand dokumentiert werden. Mit anderen Worten: Die Möglichkeiten sind grenzenlos. Das ist zugleich scheinbar auch der größte Nachteil. Das Publikum ist nicht spezifiziert, der Status vermittelter Ideen grundsätzlich nicht abgesichert und Arbeitszwischenständen haftet das Unfertige als Makel an. Vielleicht sind das einige Gründe dafür, weshalb Blogs als Kommunikationsmedium wissenschaftlicher Ergebnisse im Bereich der Germanistik und speziell der Germanistischen Sprachwissenschaft eher skeptisch begegnet wird; in anderen Fächern (beispielsweise den Geschichtswissenschaften oder der Archäologie) haben Blogs einen anderen Status.

Dieser Beitrag basiert als Verschriftung auf dem gleichnamigen Vortrag auf der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, im März 2019 (die Präsentation ist verfügbar unter http://bit.ly/Lasch_IDSJT19). Er ist, wie der Vortrag, als Diskussionsbeitrag zu verstehen, der Blogkommunikation und inkommensurable Bewertungspositionen von Blogkommunikation als Ausgangspunkte nimmt, Publikations- und Publikationsbewertungspraxen zu hinterfragen. Dazu wird in diesem knappen Beitrag das Dilemma fokussiert zwischen dem Wunsch nach Partizipation am wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs auf der einen Seite und auf der anderen Seite der Skepsis gegenüber einer niederschweligen Publikationsform, deren Autor-inn-en Prokrastinationsvorwürfe zumindest erwarten. Ich möchte die folgenden Aspekte thematisieren: erstens, dass die Hoffnung auf Partizipation auf der Prämisse aufruhet, dass es so etwas wie eine interessierte Fachöffentlichkeit oder eine interessierte breitere Öffentlichkeit für wissenschaftliche Fragestellungen gebe, die, zweitens, Blogkommunikation als relevant einschätzt. Diese Grundannahmen sind per se nicht verkehrt, aber die darauf aufruhende Hoffnung wird in der Realität häufig genug enttäuscht, da die Aufmerksamkeitsökonomien des Internets und die erforderlichen Transferleistungen oft vom Standpunkt akademischer Kommunikationspraxen aus eingeschätzt werden. Drittens wird zu fragen sein, weshalb Kommunikation auf Blogs und Microblogs wie Twitter nicht selten als ›Verschwendung von Zeit und Ressourcen‹ unter den Vorzeichen des ›Vertagens qualifikationsrelevanter Publikationen‹ und damit unter Prokrastinationsverdacht verhandelt wird. Beide Sicht-

weisen auf eine digitale Publikationsform sind nicht gut vereinbar, obwohl oder gerade weil mit ihnen eine implizite Grundannahme verbunden ist. Beide Sichtweisen verhalten sich zum Phantasma des monolithischen Textentwurfs nach qualitativen wissenschaftlichen Standards. An einem illustrierenden Beispiel, nämlich dem Problem der Korpuslinguistik, in Aspekten der semantischen Annotation seit 15 Jahren keine wesentlichen Fortschritte erzielt zu haben, möchte ich abschließend dafür votieren, dass man die niederschwellige digitale Publikation auf (Micro-)Blogs von den Erwartungen an akademisches Publizieren befreit und damit eine Sichtweise etabliert, die wissenschaftliche Explorationen und Verhandlungen auf (Micro-)Blogs ermöglicht. (Micro-)Blogs bieten die Möglichkeit, dass sich Textschaffende im Angesicht einer Öffentlichkeit beobachten und dabei lernen, Hybridität von Texten auszuhalten und in kollaborativen Arbeitsumgebungen Fragestellungen zu erproben und neue Themengebiete zu erschließen. So eröffnen sich nicht nur neue Räume für die Formulierung von wissenschaftlichen Fragestellungen, sondern Möglichkeiten zur Reflexion eigener guter wissenschaftlicher Praxis.

1. Wissenschaftsvermittlung und (Micro-)Blogs

Blogs (von *Web Log(book)s*) sind Publikationsorte, die sich seit Anfang der 2000er Jahre im westlichen Internet zunehmender Beliebtheit erfreuen, sich zunächst an ihren asiatischen Vorbildern orientieren und ebenfalls sehr stark von der angloamerikanischen ›blogosphere‹ beeinflusst sind. Neben Wikis und traditionellen Websites finden Blogs als neue Publikationsorte schnell ihre Autor-inn-en und Leser-innen. Im Westen sind Blogspot (ab 1999, heute Blogger, ein Angebot von Google) und Wordpress (ab 2003) dominierende Plattformen, später kommt Tumblr noch hinzu (2007). Blogs ziehen ihren besonderen Reiz daraus, dass hier ein-e Autor-in Themen in Threads behandeln kann, die sie oder er der Öffentlichkeit präsentiert: Artikel, Kategorisierungen, Verschlagwortung via Tags und Kommentarfunktionen zentrieren die Möglichkeiten, die sich u. a. in den immer noch beliebten Internetforen ebenfalls an Diskussionsoptionen bieten, auf ein Autorsubjekt, eine Stimme. Das ist neu und in dieser Form an der Jahrtausendwende einzigartig. Das ›Mitmachnetz‹ Web 2.0 dürfte in der Anfangszeit ganz wesentlich von diesem Novum getragen worden sein, denn soziale Netzwerke, wie wir sie heute kennen, existieren noch nicht: MySpace wird 2003 veröffentlicht, Facebook kommt 2004 dazu, Twitter wirbt ab 2006 für seine Plattform, Instagram kann seit 2010 (2012 zu Facebook) genutzt werden, mit Google Plus startet schließlich Google 2011(–2019) sein soziales Netzwerk. Instant Messenger sind zur Jahrtausendwende ebenfalls noch in weiter Ferne: Das heute für viele nicht mehr wegzudenkende WhatsApp erscheint beispielsweise erst 2009 (2014 zu Facebook). Heute sind die Grenzen zwischen sozialen Netzwerken und Instant Messengern beinahe fließend. Daneben etablieren sich

Sharing-Plattformen, die Audio- und Videoinhalte anbieten; exemplarisch seien hier zum einen das omnipräsente Youtube (seit 2005, 2006 zu Google) genannt, zum anderen iTunes (Apple, ab 2001), das Audio-Podcasts hoffähig macht, deren Nutzung seit wenigen Jahren dramatisch zunimmt.

All diese Dienste, vor allem Facebook, Instagram, Twitter, WhatsApp sowie verschiedene Sharing-Dienste für Video- und Audiopodcasts übernehmen heute viele der Funktionen, die in der Anfangszeit des Web 2.0 Alleinstellungsmerkmale von Blogs waren. Insofern hat sich freilich vor allem in den letzten zehn Jahren ihre Funktion und ihr Status massiv geändert und es ist vor dem Hintergrund dieser Entwicklung sinnvoll, z. B. – um nur zwei Aspekte auszuwählen – zwischen Blogging (z. B. auf einem Wordpress-Blog) und Microblogging (z. B. via Twitter) und den unterschiedlichen Funktionen und entsprechenden Nutzungskanälen zu unterscheiden, da mit dieser Unterscheidung auch die Frage verbunden ist, welche Dienstleister bzw. deren angebotenen Dienste heute ein entsprechendes Angebot offerieren. In der Wissenschaftskommunikation werden in den letzten Jahren aktiv verstärkt beide Formen genutzt; Audio- oder Videopodcasts (auch Vid- bzw. Screencasts) sind in der deutschsprachigen Community allerdings noch die Ausnahme.

Die Veränderungen an der Grundtechnik, die hinter Blogs steht, sind über die Jahre gesehen kosmetischer Natur. Das Blog wird auch heute noch entweder selbst gehostet, bei einem Dienstleister für Webspaces und Domain als spezifisches Angebot eingebunden oder direkt als ›software as a service‹ über eine der bekannten Bloggingplattformen veröffentlicht. Neben Wordpress existieren noch andere Dienstleister (z. B. Blogger von Google oder Tumblr), die in der deutschsprachigen Community allerdings deutlich weniger Bedeutung haben: Die meisten Blogs, die dem Transfer von wissenschaftlichen Positionen in die interessierte Öffentlichkeit dienen, basieren aktuell auf der von Wordpress bereitgestellten Publikationssoftware. Das gilt auch für die Blogs, die über ein Portal veröffentlicht werden – in der wissenschaftlichen Community werden vor allem die von *Spektrum der Wissenschaft* verantworteten *scilogs* und das Portal *hypotheses* genutzt. Aber egal auf welcher Basis ein Blog heute gehostet wird, fast alle Blogs betreiben beispielsweise einen Twitterkanal, auf dem für erschienene Artikel und andere Inhalte geworben wird. Twitter dient außerdem der Diskussion dieser Artikel und der Kontaktaufnahme zwischen Wissenschaft und einem interessierten Publikum, z. B. zahlreichen Journalist:innen. In der Tat lässt sich beobachten, dass Twitter hierfür in der deutschsprachigen Community an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit eine besondere Rolle zugewachsen ist, die kein anderes Netzwerk im öffentlichen Raum bietet: Wenn man so will, ist Twitter das Display der auf Blogs veröffentlichten Artikel und der damit verbundenen Interessen, Haltungen und Einstellungen. Blogartikel wiederum haben spezifische Eigenschaften als Texte, die eine Integration in die Publikationsformate wissenschaftlicher Praxis erheblich erschweren können – andererseits aber auch Chancen eröffnen, die deutlich artikuliert werden müssen.

Blogs und ihre Artikel zeichnen sich durch diese Bedingtheiten aus: (1) Jede-r kann Autor-in fachwissenschaftlicher Inhalte sein; mit einem Blog kann ein-e Wissenschaftler-in aus traditionellen Verbreitungsmechanismen erarbeiteten Wissens heraustreten, in der Öffentlichkeit sichtbar werden (Visibilität) und die kommunikative Reichweite für eigene Ideen (potentiell) dramatisch vergrößern. (2) Das, was sie oder er publiziert, ist außerordentlich aktuell – ein nicht zu unterschätzender Vorteil in tagesaktuellen Debatten (Aktualität). (3) Auf Blog-artikel kann schnell reagiert werden, Rede und Gegenrede sind in der Anfangszeit des Bloggens eher die Regel als die Ausnahme und Diskussionen sind heute auf Twitter nicht unüblich (Resonanz und Reziprozität). (4) Die produzierten Artikel sind hybride, können verändert, ergänzt und erweitert werden (Hybridität und Volatilität), was nicht zuletzt (5) an ihrer besonderen (digitalen) Medialität liegt.

2. Partizipationswunsch, Prokrastinationsverdacht und das Phantasma des stabilen Textes

Sprechen wir über Partizipation, dann soll diese hier so gefasst werden, dass mit der Publikation auf einem Blog die Hoffnung auf Teilhabe an der Diskussion in der wissenschaftlichen Community und im öffentlichen Diskurs verbunden sein kann. Zumindest ist es diese Intention, die den meisten Blogs, die von Wissenschaftler-inne-n geführt werden, in der Community unterstellt wird. Damit verbunden sind häufig (Selbst- und Fremd-)Urteile bezüglich der Qualität und des Status des Publizierten und nicht selten finden sich Autor-inn-en in der Situation wieder, ihre Intention offenlegen zu sollen, um ihre eigene Arbeit unter den Bedingungen von Blogkommunikation (Visibilität, Aktualität, Reziprozität und Resonanz, Hybridität und Volatilität sowie Medialität) einzuordnen. Hier stoßen in der Praxis und der Diskussion in den einzelnen Wissenschaften Auffassungen und Haltungen zu guter wissenschaftlicher Praxis sowie Vorstellungen von Autorschaft und Text (fast) inkommensurabel aufeinander, da es innerdisziplinär meist keine Verständigung darüber gibt, wie Blogkommunikation im Fach als Publikationsformat überhaupt zu bewerten sei oder wie man als Wissenschaft von Blogkommunikation profitieren könne. Um diese Fragen im Folgenden zu diskutieren, möchte ich zunächst exemplarisch drei Blogs kurz vorstellen, die gezielt eine interessierte Öffentlichkeit adressieren, wenn sie sich der Wissenschaftsvermittlung (germanistischer) Sprachwissenschaft widmen: *Die Engelbart-Galaxis. Digitale Welten jenseits der Schriftkultur* von Henning Lobin, das *Sprachlog* von Susanne Flach, Kristin Kopf und Anatol Stefanowitsch und das *SprAACHENblog* von Jochen A. Bär und Thomas Niehr.

In der *Engelbart-Galaxis* (<https://scilogs.spektrum.de/engelbart-galaxis/>) widmet sich Henning Lobin (@HenningLobin) aktuellen Themen, in denen Diskussionen in der Öffentlichkeit linguistische Expertise berühren, die er zeitnah

einordnet und so z. B. für Journalist-inn-en und eine interessierte Öffentlichkeit zu einer wahrnehmbaren Stimme wird, wie jüngst das so genannte ›Framinggate der ARD‹ oder die Debatte um geschlechtergerechte Sprache exemplarisch zeigten. Es mag sein, dass zu diesen Themen nicht nur Henning Lobin eine Meinung hat, aber die (journalistische) Öffentlichkeit neigt dazu, vor allem Kontakte zu jenen Wissenschaftler-inne-n herzustellen, die im Web 2.0 – und das heißt für die Wissenschaft: auf Twitter – sichtbar sind. Von ähnlicher Prominenz ist das *Sprachlog* (<http://www.sprachlog.de/>) von Susanne Flach (@skeptikantin), Kristin Kopf (@Schplock) und Anatol Stefanowitsch (@astefanowitsch). Das *Sprachlog* ist über lange Jahre einer der Anlaufpunkte, wenn es um aktuelle Debatten geht, die linguistischer Beschreibungs- und Bewertungskompetenz bedürfen – die Autor-inn-en sind also um den Transfer linguistischer Expertise in die öffentliche Debatte bemüht (gewesen): Heute sind die drei Autor-inn-en nicht mehr so produktiv wie noch vor wenigen Jahren, aber das *Sprachlog* hat u. a. mit der Beteiligung an der Aktion des *Anglizismus des Jahres* in der deutschsprachigen Community an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit immer noch einen bemerkenswerten Stellenwert.

Auch das linguistische *SprAACHENblog* – initiiert und getragen von Jochen S. Bär und Thomas Niehr – wendet(e) sich der Vermittlung zwischen Fachwissenschaft und Öffentlichkeit dezidiert zu. Exemplarisch kann dafür die *Aachener Erklärung zur Rolle der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit in der Gesellschaft* von 2013 sein, die in zwei Untertiteln zum einen einen Aspekt der Selbst- und Fremdwahrnehmung – »Alternativen zum Elfenbeinturm« – aufruft, zum anderen eine Willensbekundung ausgibt: »Linguistik will stärker in die Öffentlichkeit hineinwirken«. Dieses ›Hineinwirken‹ stellt man sich in der Erklärung folgendermaßen vor:

»Die Sprachwissenschaft sollte neue Wege gehen, um die Öffentlichkeit zu erreichen. Verstärkt genutzt werden könnten Blogs, Foren und Soziale Netzwerke. In diesem Sinne haben wir im Anschluss an unsere Aachener Tagung ein linguistisches Weblog eingerichtet [...], in dem sprachwissenschaftliche Themen in allgemein verständlicher Form behandelt werden und in dem Interessierte mitdiskutieren können.« (Bär/Niehr 2013, Hervorhebungen von mir, A. L.)

Die Autor-inn-en der *Engelbart-Galaxis*, des *Sprachlogs* und, da explizit wohl am deutlichsten, des *SprAACHENblogs* gehen bei ihren Publikationsvorhaben von zwei Prämissen aus, auf denen die Hoffnung auf Partizipation meist unausgesprochen ruht: zum einen, dass es für linguistische Gegenstände eine interessierte Öffentlichkeit und eine interessierte Fachöffentlichkeit gibt, die zum zweiten Wissenschaftskommunikation via Blogs als relevant einordnet. Weder das eine noch das andere sind als gegeben vorauszusetzen, besonders die unhinterfragte Annahme des zweiten Punktes wird noch zu thematisieren sein. Die kritische Reflexion über das eigentliche Zielpublikum und dessen Interessen und Bedarfe

ist für Fachwissenschaftler·innen eine Herausforderung, da, strenggenommen und überspitzt formuliert, allein öffentliche Sprachkritik (meint die Einlassungen über ›Sprachverfall‹ und ›Sprachregelung‹ in allen möglichen Facetten), ›Ety-mologie‹ und ›Dialektologie‹ immer auf öffentliches Interesse stoßen. Man muss sich als Fachwissenschaftler·in also fragen, ob man dieses Interesse auch bedienen will und kann. Weiterhin mag man bemerken, dass das bisweilen zu Grunde liegende Kommunikationsmodell für monodirektionalen Transfer von Wissenschaft in Öffentlichkeit – besonders beim *SprAACHENblog* wird das offensichtlich – einem einfachen und mechanistischen Sender-Empfänger-Modell zu entsprechen scheint, das nicht vordergründig auf Dialogizität ausgerichtet ist und konzeptionell eher dem Charakter massenmedialer Distribution von Information entspricht.

Beide Punkte, das Was und das Wie des Transfers von linguistischer Expertise in eine interessierte Öffentlichkeit, setzen Verständigung, genaue Planung und Explizitheit bezüglich der Kommunikationsbedingungen voraus. Es muss immer wieder deutlich werden, dass mit einem Medienwechsel zwingend eigene Kommunikations- und Publikationsgewohnheiten und -sicherheiten neu verhandelt werden. Unterbleibt dies, wird man den sich verändernden und sehr spezifischen Kommunikationsbedingungen und Aufmerksamkeitsökonomien eines (Micro-) Blogs nicht gerecht.

Alle Merkmale, die Blogartikel auszeichnen, werden in der Diskussion in der Fachöffentlichkeit auch kritisch diskutiert. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass selbst bei der Etablierung von sprachlichen Gegenständen das Phantasma des stabilen Textes (implizit) immer noch dominant ist, z. B. im Bereich der Textlinguistik:

»Selbst neuere Ansätze zur Textanalyse [...] konzentrieren sich auf gestaltstabile, linear organisierte Schrifttexte. Viele Kategorien zur Textanalyse [...] setzen *implizit voraus*, dass Texte eine stabile Gestalt haben und linear organisiert sind, d. h. in einer eindeutig identifizierbaren Abfolge vom Textanfang zum Textende führen.« (Storrer 2019, S. 221; Hervorhebung von mir, A.L.)

Blogartikel sind – greifen wir auf die Merkmale der Blogkommunikation zurück – durch Aktualität, Hybridität und Volatilität sowie besondere (digitale) Medialität ausgezeichnet. Blogartikel, die diese Merkmale tragen, müssen vor dem Hintergrund der Vorstellung von einem Text als stabiler Gestalt als defizitär erscheinen, zumal wenn man mitbedenkt, dass Blogs und Blogartikel in der Regel keiner Qualitätskontrolle unterliegen und alles andere als stabil im Sinne archivalischer Nachhaltigkeit sind. Ausgehend von dieser Vorstellung können Texte auf Blogs für Wissenschaftskommunikation als nicht adäquat erscheinen – das fällt besonders dann ins Gewicht, wenn von einer der beiden nicht vereinbaren Sichtpunkte aus die Relevanz von hybriden, digitalen Texten für die akademische Qualifikation ins Spiel gebracht wird und der Prokrastinationsverdacht im Raume steht

bzw. ausgesprochen wird. Dass es darüber eine Diskussion im Fach gibt, zeigt zweierlei an, nämlich dass sich möglicherweise erstens Publikationspraxen ändern und die hierarchischen Ordnungen von Wissensexploration und -dokumentation sowie -transfer im Zuge der Digitalisierung in Frage gestellt werden. Zweitens zeigt sich aber auch, dass Vertreter:innen der beiden Sichtweisen auf Blogkommunikation ihre Grundannahmen nicht (immer) offenlegen und verhandeln.

3. Blogs als Ermöglichungsräume für kollaboratives Arbeiten

Einige man sich darauf, Blogartikel als das zu nehmen, was sie sind – Arbeitsunterlagen im Licht der Öffentlichkeit –, und befreie man sie von überzogenen Ansprüchen (Qualität, Stabilität, Transferleistung, Qualifikationsadäquatheit), dann besteht eine Chance, eine Umgebung für kollaboratives Arbeiten etablieren zu können, die als solche anerkannt ist. Ein konkreter Anwendungsfall, in dem wir heute von einer solchen Publikationsplattform profitieren könnten, ist die semantische Annotation von Sprachdaten für die linguistische Analyse. Die automatischen Entscheidungsalgorithmen, die im öffentlichen Diskurs als ›Künstliche Intelligenz‹ (KI) verhandelt werden, sind heute nicht in der Lage, eine semantische Annotation von Sprachdaten vorzunehmen, und sie werden es auch in den nächsten Jahren nicht sein. Dafür ist die Zusammenarbeit von linguistisch geschulten Sprachnutzer:inne-n notwendig: Schöch (2017) betont in diesem Zusammenhang das Crowdsourcing als Methode und Kohle (2017) reflektiert über ›Nano-Publikationen‹ (z. B. die formale und semantische Annotation des Kompositums *Nano-Publikationen* wäre eine solche) im Netz; beide fordern dazu auf, alternative Formen der Wissensexploration und deren Dokumentation zu fördern. Damit wäre man in der Öffentlichkeit präsent, man zeigte sich und stellte die eigene Arbeit sichtbar aus, ohne intentional auf einen Transfer in eine Öffentlichkeit zielen zu müssen – Blogs können dann als Erprobungsorte und Ermöglichungsräume für das eigene Schreiben, Ideenentwicklung und den gemeinsamen Austausch und die Förderung von Projekten dienen, Forschung und Lehre verzahnen, Wissenschaft und interessierte Öffentlichkeit zueinander bringen und bei der Identifikation neuer Themenstellungen helfen, die sich aus der Kollaboration entwickeln. Blogkommunikation auf den Kontext des Transfers linguistischen Wissens in die Öffentlichkeit zu beschränken bzw. sie nur daran zu messen, ob sie traditionellen wissenschaftlichen Publikationsformen adäquat sei, heißt, eines der hilfreichsten Werkzeuge für kollaboratives Arbeiten nicht in seiner Eigengesetzlichkeit zu erkennen, anzuerkennen und schließlich nutzen zu können.

Literatur (Empfehlungen in Auswahl)

- Bär, Jochen A./Niehr, Thomas: Aachener Erklärung zur Rolle der Sprachwissenschaft in der Gesellschaft. 08.03.2013. In: Der linguistische SprAACHENblog, online unter <https://spraachenblog.wordpress.com/2013/03/08/386/>, aufgerufen am 30.05.2019.
- Beißwenger, Michael (Hg.): Empirische Erforschung internetbasierter Kommunikation. Berlin, Boston 2017.
- Gloning, Thomas: Forschungsinfrastrukturen und Informationssysteme im Zeichen der Digitalisierung: Aspekte der Kollaboration und der Nutzer-Einbindung. In: Digitale Infrastrukturen für die germanistische Forschung. Hg. von Henning Lobin [u. a.]. Berlin, Boston 2018, S. 11–31.
- Kohle, Hubertus: Digitales Publizieren. In: Digital Humanities. Eine Einführung. Hg. von Fotis Jannidis [u. a.]. Stuttgart 2017, S. 199–205.
- Muß-Merholz, Jöran: Freie Unterrichtsmaterialien finden, rechtssicher einsetzen, selbst machen und teilen. Alles über Open Educational Resources. Weinheim 2018.
- Schöch, Christof: Digitale Wissensproduktion. In: Digital Humanities. Eine Einführung. Hg. von Fotis Jannidis [u. a.]. Stuttgart 2017, S. 206–212.
- Storrer, Angela: Text und Interaktion im Internet. In: Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. Hg. von Ludwig M. Eichinger und Albrecht Plewnia. Berlin, Boston 2019, S. 221–244.

Prof. Dr. Alexander Lasch, Technische Universität Dresden,
alexander.lasch@tu-dresden.de, Blogs: <https://gls-dresden.de> sowie <https://lingdrafts.hypotheses.org>, Twitter: @alexanderlasch, Youtube: <http://youtube.com/AlexanderLasch>

Das Sprachlog – Zehn Jahre Wissenschaftsbloggen und die Lektionen daraus

Anatol Stefanowitsch

1. Einleitung

Wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit – von der allgemeinverständlichen Darstellung der eigenen Forschungsergebnisse bis zur Stellungnahme zu aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen – findet traditionellerweise vermittelt und eher passiv statt. Entweder die Pressestelle unserer Universität oder unseres Institutes versucht, durch Pressemitteilungen oder manchmal durch gezieltes Ansprechen bei den herkömmlichen Medien ein Interesse an unseren aktuellen Forschungsergebnissen zu wecken, oder die Medien melden sich wegen aktueller Ereignisse bei der Pressestelle, die dann hastig herumtelefoniert, um ein Mitglied der Forschungseinrichtung zu finden, das bereit und in der Lage ist, Stellung zu beziehen.

Diese Vorgehensweise hat für uns Forschende mindestens zwei Nachteile: Erstens bestimmen die Medien und die Pressestelle, ob, wann und wie ausführlich über ein bestimmtes Thema berichtet wird, und zweitens gelangen meist nicht unsere eigenen Worte in die Öffentlichkeit, sondern von Journalist_innen mal mehr, mal weniger fachkundig vorgenommene vereinfachende (und manchmal verzerrende) Zusammenfassungen.

Mit der Verbreitung des World Wide Web haben sich für uns vielfältige Möglichkeiten aufgetan, uns an die Öffentlichkeit zu wenden und damit die Kontrolle über die Themenauswahl und die Darstellung der Inhalte selbst zu übernehmen. Die Hoffnungen lagen dabei lange auf dem Medium Blog, und tatsächlich gab und gibt es bis heute Beispiele für erfolgreiche Wissenschaftsblogs aus den unterschiedlichsten Disziplinen, etwa auf den Blogplattformen *ScienceBlogs* (betrieben durch die Konradin Mediengruppe, die hauptsächlich Fachverbandsmedien herausgibt) und *SciLogs* (betrieben durch die zur Holzbrinck Publishing Group gehörende *Spektrum der Wissenschaft* Verlagsgesellschaft, die auf populärwissenschaftliche Zeitschriften spezialisiert ist).

Eines dieser erfolgreichen Wissenschaftsblogs, das *Sprachlog*, habe ich von 2007 bis 2017 selbst – in unterschiedlichen Erscheinungsformen allein und mit Kolleg/innen – recht intensiv betrieben und auch heute noch erscheinen dort gelegentlich Beiträge. Die Erfahrungen mit diesem Blog und die Schlussfolgerungen, die ich daraus für die Eignung von Blogs für die Wissenschaftskommunikation ziehe, möchte ich im Folgenden kurz darstellen, um möglicherweise anderen dabei zu helfen, die Möglichkeiten des Mediums Blog für die eigene Öffentlichkeitsarbeit einzuschätzen. Da sich bezüglich des Publikumsinteresses schon seit Jahren eine Verschiebung von Blogs hin zu den sozialen Medien zeigt

und selbst ein Blog heute nicht ohne eine zusätzliche Präsenz in den sozialen Medien existieren kann, werde ich außerdem einige Gedanken zu letzteren skizzieren.

2. Das Blog als Technologie und als Medium

Die Technologie, die einem Blog zugrunde liegt, ist schnell umrissen: Blogs sind Webseiten, auf denen die Autor_innen ohne großen technischen Aufwand Beiträge einstellen können, die dann automatisch mit einem Datum versehen und in chronologischer Abfolge archiviert werden. Oben auf der Startseite des Blogs steht typischerweise der aktuelle Artikel, darunter eine bestimmte Anzahl vorgehender Artikel (im Volltext oder als Anriss mit Verlinkung zum Beitrag). Häufig gibt es in einer Spalte daneben nach Monaten und Jahren geordnete Verlinkungen auf ältere Beiträge. Die Beiträge selbst können normalerweise von Besucher_innen der Seite kommentiert werden, wobei die Kommentare direkt unter dem Beitrag erscheinen. Jeder Beitrag hat eine eigene, unveränderliche URL (Webadresse), über die er direkt aufgerufen werden kann – das ermöglicht unter anderem die Verlinkung des Beitrags auf anderen Blogs, in Foren, in den sozialen Netzwerken usw.

Als Medium ist das Blog schwerer zu charakterisieren. Inhaltlich decken Blogs von persönlichen Tagebüchern über mehr oder weniger fachkundige Kommentare zum aktuellen Tagesgeschehen oder zu neuen Entwicklungen auf einem bestimmten Gebiet bis zur Wissenschaftskommunikation ein breites Spektrum ab. Ein Blog wird typischerweise von einer Einzelperson oder einer kleinen Gruppe betrieben, die für die Beiträge direkt, also ohne übergeordnete Redaktion, verantwortlich ist. Allen Verwendungen gemein ist eine starke konzeptuelle Präsenz der durch die zugrundeliegende Technologie vorgegebenen zeitlichen Dimension, die sich unter anderem in der Erwartung niederschlägt, dass regelmäßig neue Beiträge erscheinen und dass die behandelten Themen einen aktuellen Bezug (oder zumindest einen aktuellen Anspruch) haben. Die Kommentarfunktion führt außerdem zu einer Erwartung, dass der_die Blogautor_in mit dem Publikum in eine persönliche Interaktion tritt, und dass sich im besten Fall eine Art Community regelmäßiger Leser_innen herausbildet, in der der_die Autor_in eine leicht herausgehobene Position einnimmt, die aber im Kern egalitär ist.

Zuverlässige Statistiken über die Entwicklung von Blogs und ihrer Reichweite sind schwer zu finden, aber schon zu Beginn der 2010er Jahre zeichnete sich ab, dass diese Form der Online-Kommunikation den Wettlauf gegen die sozialen Netzwerke verlieren würde (z. B. Zickuhr 2010). Nur 3 Minuten pro Tag verbrachten die Deutschen 2016 durchschnittlich auf Blogs und in Foren, verglichen mit 11 Minuten auf den Seiten von Online-Medien, 14 Minuten in den sozialen Netzwerken und 17 Minuten auf Online-Video-Plattformen wie YouTube (SevenOne Media 2016).

Nur ein Viertel der Deutschen nutzt überhaupt Blogs (Faktenkontor 2017). Wenn es um Reichweite geht, bieten sich Blogs damit heute vielleicht nicht mehr unmittelbar als Werkzeug zur Wissenschaftskommunikation an – eine Facebook-Seite oder ein YouTube-Kanal wären deutlich vielversprechender. Andererseits lässt sich ein Blogbeitrag mit deutlich weniger Zeitaufwand und Kosten produzieren als ein Video, und auch wenn eine Facebook-Seite nichts grundsätzlich anderes ist als ein Blog, bietet letzteres mehr gestalterische und rechtliche Kontrolle über die dort veröffentlichten Texte, kann also auch in der Öffentlichkeitsarbeit nach wie vor die bessere Alternative sein (in anderen Zusammenhängen ohnehin, siehe den Beitrag von Alexander Lasch in diesem Heft).

3. Das (Bremer) Sprach(b)log

Die Urform des *Sprachlog* entstand 2007 unter dem Namen *Bremer Sprachblog* an der Universität Bremen. Es war ursprünglich als institutionelles Blog der Bremer Sprachwissenschaften gedacht, auf dem meine damaligen Kolleg_innen und ich zum ›Jahr der Geisteswissenschaften‹ aus unserer Forschung berichten und fundiert zu sprachlichen Phänomenen von allgemeinem Interesse Stellung beziehen wollten. Die Idee entstand aus einer allgemeinen Unzufriedenheit bezüglich der Wahrnehmung sprachbezogener Themen in der Öffentlichkeit, die zu diesem Zeitpunkt fast ausschließlich durch präskriptiv orientierten sprachwissenschaftlichen Lai_innen wie dem Verein Deutsche Sprache oder Bastian Sick, Autor der bekannten, aber nicht sehr fundierten *Der-Dativ-ist-dem-Genitiv-sein-Tod*-Bücher, geprägt war. Unsere Hoffnung war, über das Medium Blog ohne großen Aufwand und ohne die oben genannten Umwege ein breites Publikum zu erreichen und es für die Sprachwissenschaft insgesamt und unsere Arbeit und unsere Perspektiven im Besonderen zu interessieren.

In der Folge entwickelte sich das Blog in mehrfacher Hinsicht anders als erwartet (siehe auch Stefanowitsch 2011). Erstens lieferten meine Kolleg_innen kaum Beiträge, sodass ich von Anfang an der einzige regelmäßige Autor und schon bald der einzige Autor überhaupt war. Zweitens blieb die Öffentlichkeit zunächst aus, da ja niemand von dem Blog wusste. Drittens, und vor allem, als die Öffentlichkeit sich dann langsam doch einstellte, wurde klar, dass das Blog nicht mit allen Themen gleichermaßen erfolgreich sein würde.

Berichte über aktuelle Forschung hätten sich, da ich das Blog weitgehend alleine mit Inhalten belieferte, schnell erschöpft, und tatsächlich fanden die wenigen Forschungsberichte von mir und anfänglich noch meinen Kolleg_innen wenig Resonanz. Das Publikum zeigte eher dort Interesse, wo sich Beiträge in aktuelle oder dauerbeliebte Diskurse um Sprache einmischten. Der erste größere Erfolg war ein Beitrag zum Alltagsmythos der angeblich 400 Wörter für Schnee in den Eskimo-Aleut-Sprachen, den ich als Reaktion auf einen Beitrag auf der Webseite der Zeitschrift *P.M.* schrieb und dort in den Kommentaren verlinkte. Andere

Themen, die Aufmerksamkeit erzeugten, waren Diskussionen zu ›politisch korrekter‹ Sprache und vor allem sprachwissenschaftliche Erwiderungen auf eine damals den öffentlichen Diskurs dominierende präskriptiv-kulturpessimistische Perspektive auf Sprachwandel und vor allem auf die Entlehnung von sprachlichen Formen aus dem Englischen.

Mit meinem Weggang von der Universität Bremen im Jahr 2010 verlegte ich das Blog unter dem Namen *Sprachlog* auf die Blogplattform *SciLogs*, auf der heute mit Ekkehard Felders *Semantische Wettkämpfe* und Henning Lobins *Die Engelbart-Galaxis* zwei der wenigen noch aktiven sprachwissenschaftlichen Blogs zu finden sind. Zu dieser Zeit war ich längst alleiniger Autor und hatte die eben genannte Themenmischung fest etabliert. Das Blog war durch Verlinkungen auf anderen Blogs und in Foren und einige Berichte in verschiedenen Medien (s. u.) zu diesem Zeitpunkt bereits eins der bekanntesten deutschen Wissenschaftsblogs geworden, jeder neue Beitrag verzeichnete zu dieser Zeit etwa 2000 Zugriffe am Tag des Erscheinens und 5000 bis 10 000 innerhalb der ersten Wochen.

Die Themenbereiche Sprachpurismus und Sprachkontakt – vor allem in Bezug auf die Gebersprache Englisch – waren inzwischen so populär, dass ich Ende 2010 mit dem *Anglizismus des Jahres* eine Wörterwahl erfand, die – angelehnt an das *Wort des Jahres* der Gesellschaft für deutsche Sprache – das interessanteste, relevanteste englische Lehnwort des abgelaufenen Jahres prämiieren sollte. Die Idee entstand spontan in den Kommentaren zu einem Beitrag im *Sprachlog*, es interessierte mich, ob die Medien über eine Aktion berichten würden, die eine eher positive Perspektive auf die zu dieser Zeit stark in der medialen Kritik stehenden englischen Lehnwörter einnimmt. Das Medienecho war zunächst verhalten – ein Redakteur des *Tagesspiegel*, der das *Sprachlog* schon länger verfolgte, schrieb eine kleine Notiz. Diese fiel der Berliner Korrespondentin des *Guardian* auf, der dann ebenfalls und sehr viel ausführlicher berichtete, und von dort aus kam das Thema dann in die deutschen Medien zurück und die Wörterwahl war auf einen Schlag etabliert.

Im Jahr 2013 tat ich mich mit zwei ebenfalls sprachwissenschaftlich bloggenden Kolleginnen zusammen – Kristin Kopf mit dem Blog *[splɔk]*, das eine ähnliche Themenmischung hatte wie das *Sprachlog*, wobei Variation und Wandel des Deutschen stärker im Vordergrund standen, und Susanne Flach mit dem Blog **^dɪ:kæf/ – coffee & linguistics*, das anfänglich über ihre entstehende Magisterarbeit berichtete und sich später ebenfalls in Richtung einer breiten populärwissenschaftlichen Themenvielfalt entwickelt hatte. Unser gemeinsames Blog behielt den zu diesem Zeitpunkt als Marke am besten etablierten Namen *Sprachlog* bei, wurde aber ein eigenständiges Blog, das mit keiner Institution oder verlagsbetriebenen Blogplattform mehr assoziiert war. Es dürfte bis heute das erfolgreichste deutschsprachige Blog zum Thema Sprachwissenschaft sein: Obwohl es derzeit weitgehend inaktiv ist, verzeichnet es täglich etwa 1000 Zugriffe, selbst die wenigen neuen Beiträge kommen schnell auf bis zu 10 000 Zugriffe, der erfolgreichste Beitrag hat über die Zeit über 700 000 Zugriffe erhalten.

4. Lektionen

Der Erfolg des *Sprachlog* und des daraus hervorgegangenen *Anglizismus des Jahres* zeigen, dass es möglich ist, über Blogs eine regelmäßige Reichweite für sprachwissenschaftliche Themen herzustellen, die mit Mitteln der traditionellen Medienarbeit nur schwer zu erreichen wäre. Das Blog selbst erhielt auch immer wieder die Aufmerksamkeit traditioneller Medien, die zunächst – da Blogs noch ›in‹ waren – über das Blog selbst berichteten, z. B. im ZDF-Magazin *sonntags* (im Februar 2008) oder in der *taz* (Schirrmeyer 2008). Später begannen Journalist_innen, meine Kolleg_innen und mich für Themen anzufragen, bei deren Recherche sie auf unser Blog gestoßen waren, und die oben erwähnte Aktion *Anglizismus des Jahres* ist inzwischen ein mediales Ereignis, über das drei große Presseagenturen regelmäßig berichten und das sogar in den *Tagesthemen* schon Erwähnung fand. Blogs können also durchaus Kommunikationskanäle an den traditionellen Medien vorbei darstellen und gleichzeitig in die traditionellen Medien hinein wirken. Die Frage ist allerdings, unter welchen Voraussetzungen das möglich ist, denn das *Sprachlog* ist in dieser Hinsicht nicht typisch. Aus den Erfahrungen, die ich in den zehn Jahren als aktiver Blogger gesammelt habe, ergibt sich eine Reihe von Punkten, die die Herausforderungen und Grenzen dieser Kommunikationsform betreffen.

Erstens stellen Blogs nicht automatisch Öffentlichkeit her. Sie müssen, wie oben angedeutet, ihr Publikum – zumal ein Stammpublikum – erst mühsam finden. Das erfordert viel Geduld und vor allem viel Arbeit, die sich kaum nebenbei erledigen lässt. Die sozialen Medien waren 2007 noch nicht weit verbreitet, der einzige Weg, ein Publikum zu finden, bestand darin, in bereits etablierten Blogs mit verwandten Themen Kommentare mit Verlinkungen zum eigenen Blog zu hinterlassen. Damit die nicht als unerwünschte Werbung wahrgenommen wurden, mussten sie eine echte Auseinandersetzung mit den Beiträgen des jeweiligen Blogs darstellen, die nicht viel weniger zeitaufwändig war als das Verfassen der eigentlichen Beiträge. Dieser Zeitaufwand stellt ein ernstzunehmendes Hindernis dar, und etablierte Blogplattformen wie die *SciLogs* ändern daran meiner Erfahrung nach nicht viel. Zwar kommen dort vereinzelt Leser_innen über die Startseite der Plattform zu einem Blog, aber die Vielfalt des Angebots führt doch dazu, dass jedes Blog für sich um Aufmerksamkeit kämpfen muss.

Heute findet dieser Kampf um die (begrenzte) Aufmerksamkeit des potenziellen Publikums hauptsächlich auf den sozialen Netzwerken statt, Anfangs kamen die meisten neuen Besucher_innen des *Bremer Sprachblog* und später des *Sprachlog* über Verlinkungen in anderen Blogs oder über Suchmaschinen, das Stammpublikum griff regelmäßig direkt auf die Seiten des *Sprachlog* zu. Ab 2012 kam ein steigender Teil der Klicks – sowohl des Stammpublikums als auch gelegentlicher Leser_innen – über Verlinkungen in den sozialen Netzwerken. Das ist durchaus typisch für die Entwicklung des Besucher_innenverkehrs im Internet insgesamt (siehe Zevin 2018).

Um in den sozialen Netzwerken Aufmerksamkeit für ein Blog zu erzeugen, muss ein_e Autor_in aber dort bereits über eine entsprechende Reichweite verfügen. Eine solche Reichweite aufzubauen ist aber mindestens ebenso aufwändig wie bei einem Blog und folglich fehlt sie selbst den wenigen Wissenschaftler_innen und wissenschaftlichen Organisationen, die sich bisher überhaupt in die sozialen Netzwerke gewagt haben. Wer Strategien zur Herstellung von Reichweite aber nicht von vornherein in die Öffentlichkeitsarbeit einbezieht, wird von den ausbleibenden Reaktionen auf das eigene Blog schnell entmutigt werden. Ich komme auf die sozialen Medien am Ende dieses Beitrags zurück.

Zweitens müssen auf einem Blog häufig Beiträge mit einem aktuellen Bezug erscheinen, damit das Publikum angeregt wird, regelmäßig vorbeizuschauen. Das erfordert einen beträchtlichen Zeitaufwand – selbst als erfahrener Blogger benötige ich für einen gut recherchierten und vor allem gut geschriebenen Blogbeitrag zwei bis drei Stunden, die mir dann natürlich für meine »eigentliche« Arbeit fehlen. Anfänglich war es eher ein ganzer Tag – was einer der Hauptgründe für meine damaligen Kolleg_innen war, sich kaum oder gar nicht am *Bremer Sprachblog* zu beteiligen. Meine späteren positiven Erfahrungen mit dem *Sprachlog* als Gruppenblog zeigen, dass sich die Arbeit an einem Blog auf ein (kleines) Team verteilen lässt, dessen Mitglieder das Blog abwechselnd bedienen. Dieses Team darf aber nicht zu groß sein, und es muss aus erfahrenen Wissenschaftler_innen bestehen – und nicht etwa aus Hilfskräften oder Pressesprecher_innen.

Drittens müssen die Blogger_innen nämlich kommunikationsfreudige Individuen mit einem Wiedererkennungswert sein – das Publikum eines Blogs erwartet eine persönliche Beziehung zu den Autor_innen. Es ist deshalb aus meiner Erfahrung kaum vorstellbar, erfolgreich für eine Institution oder Organisation zu bloggen und die eigene Persönlichkeit und eigene Meinungen in den Hintergrund zu stellen. Natürlich lässt sich Blog-Technologie auch von Institutionen nutzen, und viele Forschungsinstitute, Universitäten und ähnliche Einrichtungen tun das auch, aber das Ergebnis ist dann im typischen Fall ein Archiv von Pressemitteilungen – dem Medium Blog entsprechen solche Verwendungen der Technologie nicht, und ob sie intensiv rezipiert werden, darf bezweifelt werden.

Viertens erfordert das Bloggen einen zugänglichen Schreibstil, der zwischen salopp und seriös hin- und herspringen muss, um einerseits die Aufmerksamkeit eines Lai_innenpublikums zu halten und andererseits deutlich zu machen, dass es hier zwar um Meinungen, aber eben um wissenschaftlich begründete Meinungen geht. Ein solcher Schreibstil erfordert Kompetenzen im Umgang mit Textsorten und Gebrauchsmustern, die bei vielen Wissenschaftler_innen zunächst bestenfalls passiv vorhanden sein dürften – von Populärwissenschaft über Feuilleton bis hin zur Meme-Kultur des Internet mit ihrer reichhaltigen Intertextualität. Als Wissenschaftsblogger_in muss man einen solchen Schreibstil erst entwickeln – und vor allem entwickeln wollen.

Und fünftens ist es aus meiner Sicht eine Illusion zu glauben, man könne ein Blog hauptsächlich betreiben, um die eigene Forschung in die Öffentlichkeit zu tragen. An welchen Themen das Publikum interessiert ist, wird durch den bestehenden öffentlichen Diskurs bestimmt, und der ist nicht immer nah an den in der Disziplin stark beforschten Themen und erst recht wird er sich nur selten mit der Forschung einer bestimmten Person oder einer Institution decken. Wo das der Fall ist, lässt sich tatsächlich Aufmerksamkeit für die eigene Forschung herstellen, aber zum größten Teil muss ein erfolgreiches Blog eben die Themen aufgreifen, die es im öffentlichen Diskurs vorfindet. Für meine Blogkolleginnen und mich war das eine Bereicherung, da es uns dazu angeregt hat, uns mit Themen auseinanderzusetzen, die wir sonst vielleicht nicht beachtet hätten, und diese Auseinandersetzung hat sich auch in wissenschaftlichen Veröffentlichungen (Flach et al. 2018) und traditionelleren populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen (z. B. Kopf 2014, Stefanowitsch 2018) niedergeschlagen. Für andere ist es vermutlich eine unerwünschte Zusatzaufgabe.

5. Die sozialen Netzwerke

Als das Bremer Sprachblog 2007 online ging, spielten die sozialen Netzwerke in Deutschland noch keine große Rolle als Medium zur Verbreitung von Informationen. Von den heute noch relevanten Netzwerken gab es zu diesem Zeitpunkt nur das ein Jahr zuvor gegründete Twitter, das weltweit noch keine Rolle spielte, und das bereits besser etablierte Facebook, das aber weltweit nur 50 Millionen Nutzer_innen und noch keine deutsche Version hatte (die kam erst im Jahr darauf und wurde nur zögerlich angenommen). Die deutschen Netzwerke studiVZ und schülerVZ hatten zusammen zwar 7 Millionen Nutzer_innen, wurden aber vorrangig als Werkzeug zur sozialen Vernetzung und nicht zur Verbreitung von Informationen genutzt.

Heute spielen die sozialen Netzwerke bei der Verbreitung von Informationen eine zentrale Rolle – sie konkurrieren mit den großen Suchmaschinen um die führende Position, wenn es darum geht, Publikumsverkehr auf eine Webseite zu lenken (Zevin 2018). Facebook konkurriert außerdem direkt mit Blogs und sogar großen Online-Medien als Medium zur Veröffentlichung von Informationen.

Eine Strategie für eine wie auch immer geartete wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit ohne soziale Medien ist deshalb kaum denkbar. Im Extremfall kann Facebook dabei als Ersatz für ein Blog oder ein institutionelles Nachrichtenportal genutzt werden – Meldungen, Hintergrundkommentare und andere inhaltliche Beiträge können direkt auf einer institutionellen Facebookseite veröffentlicht und dort mit Nutzer_innen diskutiert werden, wie es auch in einem Blog der Fall wäre. Das hat durchaus Vorteile. Erstens entfällt die technische Pflege der Plattform; alles, was von Ersteller_innen-Seite an Technologie benötigt wird, ist ein Internet-Browser. Zweitens beinhaltet diese Nutzung ein Ab-

wälzen vieler rechtlicher Probleme auf die Firma Facebook. Die 2018 in Kraft getretene Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) stellt Blogbetreiber_innen vor einen erheblichen Zusatzaufwand, der bei einer Facebookseite entfällt. Drittens stellt so eine Seite automatisch Möglichkeiten zur Verfügung, Beiträge zu kommentieren, zu bewerten und weiterzuverbreiten (entweder durch die Abonent_innen, die sie an ihre Kontakte weiterleiten können, oder durch die Ersteller_innen, die Facebook dafür bezahlen können, den Beitrag potenziell interessierten Nutzer_innen anzeigen zu lassen)

Dem stehen aber auch Nachteile gegenüber. Erstens haben die Betreiber_innen einer Facebookseite keine Kontrolle über die Technologie und nur sehr begrenzte Möglichkeiten der visuellen Gestaltung der Seite (die sich nur begrenzt z. B. an eine Corporate Identity anpassen lässt) und der einzelnen Beiträge (die z. B. keine Illustrationen, Grafiken etc. im laufenden Text enthalten können); auch die Auffindbarkeit älterer Beiträge ist für Nutzer_innen schwierig bis unmöglich. Zweitens sind sie rechtlich von Facebook abhängig – die Firma kann z. B. jederzeit Seiten oder einzelne Beiträge löschen. Drittens – und das gilt auch für Netzwerke wie Twitter, die eher zur Verlinkung von Informationen auf einer eigenen Webseite verwendet werden – stellen soziale Netzwerke hohe Anforderungen an eine erfolgreiche Nutzung. Zunächst muss ein Profil in den sozialen Netzwerken ja Abonent_innen bekommen, um seine Funktion erfüllen zu können. Das ist bei einem Blog auch der Fall, aber in den sozialen Netzwerken ist die Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der Nutzer_innen ungleich höher. So herrscht ein hoher Aktualitätsdruck – soziale Netzwerke sind im Prinzip Echtzeitmedien und müssen auch so bedient werden. Ein Profil, auf dem nicht einmal pro Woche oder sogar einmal am Tag ein Beitrag erscheint und das auf Kommentare und Fragen nicht innerhalb weniger Minuten reagiert, wird die Aufmerksamkeit der Nutzer_innen kaum gewinnen und vor allem nicht halten können.

Vor allem erfordern es die sozialen Netzwerke noch stärker als Blogs, den Nutzer_innen gegenüber mit einer wiedererkennbaren Persona aufzutreten, die es ermöglicht, eine persönliche Beziehung aufzubauen. Obwohl das *Sprachlog* bereits gut etabliert war, als wir ihm eine Präsenz in den sozialen Netzwerken gegeben haben, waren diese Präsenzen nie sehr erfolgreich – langjährige Leser_innen kommunizieren bis heute lieber über unsere persönlichen Profile mit uns als über die Profile des Blogs. Dagegen hätte sich mit entsprechender Arbeit sicher etwas unternehmen lassen, aber der Zeitaufwand, die Blog-Profile in den sozialen Medien so bekannt zu machen und zu halten, dass die Nutzer_innen regelmäßig mit ihnen interagieren, war zu hoch, um ihn zusätzlich zum Blog zu betreiben. Nicht umsonst beschäftigen Unternehmen spezialisierte Social-Media-Redaktionen für solche Aufgaben, und nicht umsonst raten Expert_innen Wissenschaftler_innen, über persönliche Profile mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Das dürfte aber für viele Kolleg_innen noch weniger attraktiv sein, denn eine Trennung von Privatperson und Wissenschaftler_in lässt sich dabei nicht

aufrechterhalten. Das führt einerseits dazu, dass mit persönlichen Angriffen gerechnet werden muss, wenn man Dinge kommuniziert, die Teilen des Publikums (oder selbst einer Einzelperson) nicht passen. So wird auf Twitter meine Kompetenz und persönliche Eignung als Wissenschaftler regelmäßig infrage gestellt und auch das Präsidium meiner Universität erhält Beschwerden, wenn ich mich nach Ansicht mehr oder weniger ernstzunehmender und fachkundiger Abonent_innen meiner Profile falsch oder unangemessen äußere. Obwohl ich damit leben kann, stellt es eine emotionale Belastung dar, auf die ich nicht vorbereitet war und auf die man eigentlich auch nicht vorbereitet sein müssen sollte, wenn man eigentlich nur sprachwissenschaftliche Inhalte und Positionen in die Öffentlichkeit tragen will.

Auch hier gilt also: Wer sich als individuelle Stimme in den öffentlichen Diskurs um Sprache einmischen will – und ich würde mir wünschen, dass das mehr Kolleg_innen tun würden –, findet in den sozialen Netzwerken ein effektives, aber eben nicht ganz einfach zu bedienendes Werkzeug. Ein sichtbares Profil bleibt vor allem den in den Netzwerken präsenten Journalist_innen nicht verborgen, macht sie auf Themen und auf die eigene Meinung zu diesen Themen aufmerksam und ermöglicht es ihnen, schnell Kontakt aufzunehmen. Damit ermöglichen solche Profile einen guten Zugang auch zu den traditionellen Medien. Wer sich aber lieber auf die eigene Forschung konzentrieren möchte, sollte sich von den sozialen Medien fernhalten und die Öffentlichkeitsarbeit der Pressestelle seiner Institution überlassen.

Das Bremer Sprachlog war lange unter der Adresse www.iaas.uni-bremen.de/sprachblog archiviert, ist dort aber inzwischen nicht mehr erreichbar. Das Sprachlog bei den SciLogs ist bis heute unter der Adresse scilogs.spektrum.de/sprachlog archiviert. Meine eigenen Beiträge aus dem Bremer Sprachlog und alle Beiträge aus dem SciLogs-Sprachlog sind außerdem im aktuellen Sprachlog unter der Adresse sprachlog.de zu finden. Der Anglizismus des Jahres wurde im ersten Jahr auf dem Sprachlog veröffentlicht, danach bekam er eine eigene Webseite, anglizismusdesjahres.de.

Literatur

- Faktenkontor: Anteil der befragten Internetnutzer, die Blogs nutzen, nach Altersgruppen in Deutschland im Jahr 2017. In: Statista – Das Statistik-Portal, 2017, online unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/691588/umfrage/anteil-der-nutzer-von-blogs-nach-alter-in-deutschland/>, aufgerufen am 30.05.2019.
- Flach, Susanne/Kopf, Kristin/Stefanowitsch, Anatol: Skandale und Skandälchen kontrastiv: Das Konfix -gate in Deutschen und Englischen. In: Sonstige Namenarten: Stiefkinder der Onomastik. Hg. von Rita Heuser und Mirjam Schmuck. Berlin, Boston 2018, S. 239–268.

- Kopf, Kristin: Das kleine Etymologicum. Eine Entdeckungsreise durch die deutsche Sprache. Stuttgart 2014.
- Schirrmeister, Benno: Der Rechthaber-Berichtiger. In: die tageszeitung, 24.12.2008, S. 23.
- SevenOne Media: Durchschnittliche tägliche Nutzungsdauer ausgewählter Online-Aktivitäten in Deutschland im Jahr 2016 (in Minuten). In: Statista – Das Statistik-Portal, 2016, online unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/321158/umfrage/taegliche-nutzungsdauer-von-onlineaktivitaeten-in-deutschland/>, aufgerufen am 30.05.2019.
- Stefanowitsch, Anatol: »Die Digitalisierung ist aus meiner Arbeit nicht wegzudenken«. Zur Nutzung digitaler Formate in der Wissenschaft [Interviewerin: Anita Bader]. In: Digitale Wissenschaftskommunikation. Formate und ihre Nutzung. Hg. von Thomas Gloning und Gerd Fritz. Gießen 2011, S. 313–324.
- Stefanowitsch, Anatol: Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen. Berlin 2018.
- Zevin, Craig: Pinterest, Google, & Instagram big winners as Facebook share of visits falls 8 % in 2017. Boston 2018, online unter: <https://go.shr.lc/2KOfQyx>, aufgerufen am 30.05.2019.
- Zickuhr, Kathryn: Generations 2010. Washington 2010, online unter: <http://pewrsr.ch/1m8kWCk>, aufgerufen am 30.05.2019.

Prof. Dr. Anatol Stefanowitsch, Freie Universität Berlin,
anatol.stefanowitsch@fu-berlin.de

Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Publikationsmedien: Das Beispiel *Mittelalter*. *Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*

Björn Gebert / Lena van Beek

1. Die dünne germanistische Blogosphäre

Eine Bestandsaufnahme mediävistisch-germanistischer Blogs nimmt aktuell nur wenig Raum in Anspruch. Von 2012 bis 2016 gestalteten Andrea Pohland und Lena van Beek an der Universität Hamburg ein studienbegleitendes Blog namens *Die Mediävistinnen*, das sich auf mittelalterliche Literatur spezialisierte.¹ Mit dem Übergang in die Promotionsphase wurde die Arbeit an diesem Blog eingestellt. Das *Informationsportal für die deutsche Literatur des Mittelalters*, kurz: *Mediaevum*, ist zwar an sich älter, versteht es sich doch seit 1999 (vgl. Hamm [u. a.] 2001, S. 492) als »altgermanistische Meta-Seite«. ² Ein an *Mediaevum* angebundenes Blog informiert seit 2014 über Veranstaltungen, Neuerscheinungen und Stellenanzeigen; literaturwissenschaftlich gearbeitet wird dort nicht.³ Im Sommersemester 2018 wurde im Rahmen eines Aufbauseminars der Älteren deutschen Literatur an der Universität Hamburg das Blog *Fantastic Beasts and Where to Find Them – Monster in der Literatur des Mittelalters* von Studierenden mit Beiträgen gefüllt.⁴ Das Bloggen über mittelalterliche Literatur und Rezeptionsphänomene der Moderne stellte die schriftliche Prüfungsleistung dar. Das Pilotprojekt wurde von Studierenden gut angenommen. Insgesamt ist die mediävistische Germanistik, speziell die Literaturwissenschaft, trotz ›digital turn‹ in der deutschsprachigen Blogosphäre unterrepräsentiert. Linguist*innen sind bei der Gestaltung von Blogs, die nicht an eine Institution angebunden sind, viel aktiver. Alexander Lasch, Anatol Stefanowitsch, Eleonore Schmitt und Lisa Dücker beispielsweise leisten mit ihren Projekten seit Jahren qualitativ hochwertige Wissenschaftskommunikation zu Sprache und Sprachgeschichte.⁵

Während solche Plattformen und sozialen Medien von Linguist*innen und Historiker*innen häufig zur Fachkommunikation und darüber hinaus genutzt werden, ist für die mediävistische Germanistik eine große Berührungsscheu zu diagnostizieren. Als Gründe dafür sind eine traditionelle Veröffentlichungs-

1 <https://mediaevistinnen.wordpress.com>.

2 Impressum von Mediaevum: <http://www.mediaevum.de/haupt7.htm>.

3 <http://blog.mediaevum.de>.

4 <http://fantastic-beasts.blogs.uni-hamburg.de>.

5 Vgl. <https://derzwiebel.wordpress.com>; <https://www.gls-dresden.de/blog-2/>; <http://www.sprachlog.de>.

struktur, Angst vor Prestigeverlust oder Fremdeln mit den Digital Humanities an sich denkbar. Es stellt sich auch die Frage, welchen Wert das Bloggen für die eigene Publikationsliste haben kann, wenn z. B. ein halb-privat initiiertes Word-Press-Blog keine Qualitätskontrolle der Beiträge außer der die Beiträge verfassenden Person(en) selbst aufweist. Insgesamt ist die Ältere deutsche Literatur also in diesem ›Limbo‹ so gut wie nicht vertreten. Das interdisziplinäre *Mittelalterblog* bietet mediävistischen Germanist*innen eine Möglichkeit, diese Bedenken zu reevaluieren. Im Folgenden sollen daher die Entstehung des Projektes, seine Publikationsformate und auch der Bezug zur Älteren deutschen Literatur- und Sprachwissenschaft beschrieben werden.

2. Vom Anspruch zur Wirklichkeit: sechseinhalb Jahre Open Access auf dem *Mittelalterblog*

Im März 2012 wurde mit de.hypotheses.org ein kosten- und werbefreies Angebot zur Bereitstellung von geistes- und sozialwissenschaftlichen Blogs für den deutschsprachigen Raum geschaffen.⁶ Die Plattform wird von der Max Weber Stiftung getragen, die Ausrichtung von de.hypotheses.org steuert ein hochkarätig besetzter wissenschaftlicher Beirat.⁷

Noch im Jahr der Gründung des Portals eröffneten Martin Bauch, Karoline Döring und Björn Gebert dort das Wissenschaftsblog *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*⁸, kurz: *Mittelalterblog*. Am 29.12.2012 erschien mit einem Überblick über die durch die Gründer*innen zusammengetragenen, im Dezember im Internet erschienenen Rezensionen mediävistischer und rezeptionsgeschichtlicher Publikationen der erste Beitrag. Ziel und Zweck des Blogs waren laut Bauch (Bauch [u. a.] 2013) von Beginn an und sind weiterhin

»der interdisziplinäre wissenschaftliche Austausch, die Vernetzung von Mediävisten, vor allem die Vernetzung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Veröffentlichung von fachrelevanten Informationen und Terminen und auch, im Sinne einer wissenschaftlichen Vermittlung des Mittelalters, die Publikation von Forschungsergebnissen im Open Access.«⁹

Seinerzeit musste der programmatisch gewählte Name des Blogs mit dem darin enthaltenen »interdisziplinär« noch etwas vollmundig anmuten, vertraten die drei

6 <https://de.hypotheses.org>. Die Plattform ist Teil des 2009 gegründeten französischen Portals hypotheses.org. Vgl. <https://hypotheses.org/about-hypotheses>.

7 Vgl. die aktuelle Zusammensetzung des wissenschaftlichen Beirats: <https://de.hypotheses.org/wissenschaftlicher-beirat>.

8 <http://mittelalter.hypotheses.org>

9 Das scheinbar fehlende Gendersternchen bei »Mediävisten« wurde beim *Mittelalterblog* erst nach der Veröffentlichung des zitierten Beitrags zum Standard.

Gründer*innen doch im Wesentlichen nur das Fach Geschichte. Nach nunmehr sechseinhalb Jahren besteht die Redaktion des Blogs aus 13 Wissenschaftler*innen, die insgesamt neun mediävistische Disziplinen inklusive der Digital Humanities vertreten. Der interdisziplinäre Anspruch ist realisiert worden.

Das Spektrum der inzwischen über 500 erschienenen Beiträge reicht von den bereits erwähnten, monatlichen Rezensionen über Veranstaltungskündigungen und -berichte, Ausstellungsbesprechungen, Interviews und Diskussionsbeiträge der provokativen (*Cum ira et studio*) oder partizipativen (*Die digitale Kaffeepause*) Art bis hin zu wissenschaftlichen Artikeln im engeren Sinne: *1000 Worte Forschung* zu abgeschlossenen oder laufenden Qualifikationsarbeiten, Miszellen und Aufsätze, Übersetzungen und Editionen. Unter den über 150 Autor*innen, die bislang Artikel auf dem Blog veröffentlicht haben, finden sich Akademiker*innen aller Qualifikations- und Karrierestufen. Voraussetzung für die selbständige Publikation wissenschaftlicher Artikel im engeren Sinne ist ein Abschluss auf dem Niveau des Magisters, Masters, Staatsexamens oder Diploms.

Um alle mediävistischen Disziplinen redaktionell begleiten und die Qualität eingehender Beiträge sicherstellen zu können, wurde die Redaktion nach und nach erweitert. Jeder Artikel wird wenigstens von einem fachlich einschlägigen Redaktionsmitglied korrekturgelesen. Bei Bedarf werden externe Gutachter*innen hinzugezogen. Sollten bei der Prüfung inhaltliche oder logische Fragen aufgeworfen werden, schlagen wir, die Redaktion, Änderungen, Ergänzungen oder Kürzungen vor und bitten gegebenenfalls um Überarbeitung. Die endgültige Ablehnung eines Artikels behalten wir uns vor. Dennoch erscheint die gemeinsame intensive Arbeit mit den Autor*innen an ihren Artikeln nach wie vor fruchtbarer als ein klassisches ›Blind Review‹ oder gar das Verfahren des ›Double Blind Peer Review‹. Einmal publizierte Artikel, außer solche, die explizit auf eine fortlaufende Aktualisierung und Erweiterung¹⁰ angelegt sind, dürfen nach ihrer Veröffentlichung nicht mehr verändert werden, die akademische Integrität bleibt gewahrt.

Die ca. 150 wissenschaftlichen Artikel nehmen einen signifikanten Anteil an den insgesamt veröffentlichten Blogbeiträgen ein. Außerdem stellen sie einen wesentlichen Beitrag zum Open-Access-Publizieren in der Mediävistik dar. Nach der Definition in der so genannten *Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities* (*Berliner Erklärung*) von 2003 müssen Inhalte nicht nur frei zugänglich, sondern auch mit weitreichenden Freiheiten nachnutzbar sein, um dem Begriff ›Open Access‹ gerecht zu werden.¹¹ Diese Bedingungen werden im Rahmen des weit verbreiteten Lizenzmodells ›Creative

10 Zu solchen ›living articles‹, an denen nach einer initialen Veröffentlichung weitergearbeitet werden kann, vgl. den Abschnitt »Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Alternative«.

11 Vgl. den Wortlaut der Berliner Erklärung: <https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung>.

Commons« nach der einschlägigen Interpretation der Berliner Erklärung nur von den Lizenzen »CC BY« und »CC BY-SA« erfüllt.¹² Die Artikel des *Mittelalterblogs* erscheinen seit seiner Gründung unter der Lizenz »CC BY-SA« und erfüllen damit im Gegensatz zur überwältigenden Mehrheit der mediävistischen Zeitschriften aus dem englisch- oder deutschsprachigen Raum die Bedingungen der *Berliner Erklärung* (vgl. Gebert 2019, S. 42 f.).

Die bibliothekarische Anerkennung als fachliches Periodikum sowie die fachliche Anerkennung als mediävistisches wurde ebenfalls erreicht. Zum einen über die ISSN, die das *Mittelalterblog* im Herbst 2013 als eines der ersten deutschen Wissenschaftsblogs überhaupt von der Deutschen Nationalbibliothek erhielt, und zum anderen über die Aufnahme in die Zeitschriftendatenbank (ZDB), durch die das Blog in die Online-Kataloge der meisten deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken eingegangen ist (vgl. Gebert 2015, S. 419; König 2013; König 2015). Auch in der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek (EZB) ist es verzeichnet. Alle wissenschaftlichen Artikel des Blogs erhalten seit Anfang 2015 eine pdf-Version im Format pdf/A (vgl. Gebert 2015, S. 420). Diese Dateien werden seit 2018, auch rückwirkend für ältere Artikel des Blogs, von der Thüringischen Landesbibliothek Jena langzeitarchiviert. Ferner werden alle wissenschaftlichen Artikel in die einschlägige Literaturdatenbank für Mittelalterforschung aufgenommen, den RI Opac der Regesta Imperii.

3. Wissenschaftsblogs als zeitgemäße Alternative

Neben die etablierten Medien zur Veröffentlichung von Forschungsergebnissen, wie die gedruckte Monographie, die wissenschaftliche Fachzeitschrift oder den Sammelband, sind in den vergangenen Jahren nicht nur deren elektronische Pendant getreten. Als Alternative bieten sich auch Wissenschaftsblogs an. Zu einer solchen werden sie etwa dadurch, dass unter jedem Beitrag durch eine Kommentarfunktion die Möglichkeit zum Austausch zwischen Autor*innen und Leser*innen besteht. Außerordentlich stark genutzt wurde diese Funktion etwa bei einem Artikel Jan Keupps auf dem *Mittelalterblog* (vgl. Keupp 2017), zu dem sich eine ausführliche Diskussion entspann. Des Weiteren zeichnen sich Blogs durch die einfache Möglichkeit zur Einbindung von Bildern, Videos, Podcasts, Präsentationen oder Tweets in einem Beitrag aus, sowie durch die Option, jeden Beitrag schnell in sozialen Netzwerken wie Twitter oder Facebook zu teilen. Im Gegensatz zu klassischen Periodika wie Zeitschriften und Reihen erscheinen Artikel auf einem Blog ad hoc und nicht gesammelt in Ausgaben oder Jahrgängen. Somit können etwa Forschungsergebnisse wie Handschriftenfunde schneller der

¹² Zur Interpretation der Berliner Erklärung in Hinblick auf die Lizenzierung und zur Aufschlüsselung der Abkürzungen vgl. <https://open-access.net/informationen-zu-open-access/rechtsfragen/lizenzen/>.

Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden (vgl. Graf 2015; Gebert 2018a). Die ›ad-hoc-Publikation‹ eröffnet auch neue Möglichkeiten für die Dokumentation von Tagungen: Im vergangenen Jahr erschien auf dem Blog der erste dynamisch veröffentlichte Tagungsband und begründete damit die *Beihefte des Mittelalterblogs* (vgl. Hülpes/Klaes 2018). Über einen Zeitraum von sieben Monaten wurden sukzessive elf Aufsätze publiziert, die aus Vorträgen bei einem stadthistorischen Workshop im November 2017 in Trier hervorgegangen sind. Alle Beiträge waren über ihre jeweils mit dem Blogpost veröffentlichte pdf-Version mit den fortlaufenden Zahlen des Gesamtwerks bereits exakt zitierbar, bevor dann im Dezember die gesammelten Aufsätze, ergänzt um Titelblatt, Vorworte, Inhaltsverzeichnis und Kurzbiografien der Autor*innen, in einer gemeinsamen pdf-Datei veröffentlicht wurden. Die Publikation erfolgte damit nicht nur zeitnah nach der Veranstaltung, sondern die einzelnen Artikel konnten auch unabhängig von der Vollständigkeit des ganzen Bandes online gehen. Bei dieser Publikationsform entfallen somit Hindernisse, die oft das Erscheinen von Tagungsbänden verzögern, wie das etwaige Warten auf säumige Autor*innen oder das Einwerben von Drittmitteln für den Druck. Nicht zuletzt ist es auf einem Blog auch möglich, so genannte ›living articles‹, also fortlaufend bearbeitete Artikel zu veröffentlichen und dabei gleichzeitig die akademische Integrität zu wahren, indem Änderungen über die Kommentarfunktion und eine lückenlose Versionierung der regelmäßig erstellten pdf-Fassungen der Artikel dokumentiert werden (vgl. Serif 2015, S. 18).¹³ Dieses Format eignet sich etwa für Überlieferungsdokumentationen, in denen neu ermittelte Handschriftenzeugen und Digitalisate ergänzt sowie geänderte Signaturen vermerkt werden können. Zusätzlich ermöglichen es ›living articles‹, in einer neuen Version Korrekturen zu integrieren, die durch kritische Kommentare der Fachcommunity angeregt wurden, also eine Art von ›Post-Publication Peer Review‹ durchzuführen.

4. Mediävistische Germanistik auf dem *Mittelalterblog*

Seit Februar 2017 betreuen Hanne Griebmann und Lena van Beek die Fachressorts für mittelniederdeutsche sowie mittelhochdeutsche Sprache und Literatur in der Redaktion des Mittelalterblogs. Seitdem hat sich die Anzahl der Beiträge, die der mediävistischen Germanistik entstammen, vervielfacht. Neben den Veranstaltungsberichten wie z. B. über den Workshop *Die Lesbarkeit von Helden* in Tübingen 2017 (vgl. Jansen/Olbert 2017)¹⁴ erfreut sich vor allem die Kategorie *1000 Worte Forschung* großer Beliebtheit. Hier werden laufende oder kürzlich

13 Von Ina Serifs ›living article‹ (Serif 2015) wurden bislang fünf pdf-Versionen veröffentlicht.

14 Weitere Veranstaltungsberichte unter <https://mittelalter.hypotheses.org/category/berichte/veranstaltungsbericht>.

abgeschlossene Qualifikationsprojekte vorgestellt. Bis jetzt haben u. a. die Germanist*innen Christian Schmidt, Lena van Beek, Hanne Griebmann, Falko Klaes, Timo Bülters und Sebastian Holtzhauer ihre Dissertationen oder Masterarbeiten vorgestellt.¹⁵ Diese Kategorie bietet gerade »BestIen« (Döring 2017) eine gute Gelegenheit zur Exposition: Das Blog verzeichnet pro Monat etwa zwischen 9.000 und 17.000 unterschiedliche Besucher*innen.¹⁶

Marco Heiles hat bis jetzt die meisten kodikologischen Arbeiten beigetragen sowie auch zuvor nicht transkribierte Texte aus verschiedenen Handschriften der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt (vgl. Heiles 2018a; Heiles 2018b). Ebenfalls auf Marco Heiles gehen zwei »living articles« zurück, die *Liste abschließbarer Handschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Heiles 2016) und die *Heinrich Kaufringer Bibliographie 1809–2017* (Heiles 2017), welche vom Verfasser unter Aufnahme von Hinweisen anderer Wissenschaftler*innen fortlaufend aktualisiert werden. Diese Möglichkeit zur laufenden Ergänzung und zum kollaborativen Arbeiten sind schlagende Vorteile gegenüber gedruckten Medien.

Eines der nächsten *Beihefte* des Blogs, also der bereits erwähnten, dynamisch publizierten Sammelbände, die als »eine schnelle, elektronische und dem Open-Access-Gedanken verpflichtete Alternative zu einem gedruckten Tagungsband« (Gebert 2018b) gedacht sind, wird nun von einer Initiative aus der mediävistischen Germanistik gestaltet. Die Veröffentlichung der Beiträge der im März 2019 veranstalteten ersten Tagung des (postDoc)-Netzwerks Nord im Verbund Mittelaltergermanistik Nord (MGN) zum Thema *Text und Kontext – Text als Kontext. Mittelalterliche Handschriften als Basisgröße einer mediävistischen Literaturwissenschaft* (Lordick 2019) soll binnen Jahresfrist erfolgen.

5. Weiterführung

Die Redaktion des Mittelalterblogs ist neben der Fortführung von Publikationsformaten, die von der Fachcommunity bereits angenommen wurden, weiterhin offen für neue Ideen und Formate. Die wissenschaftlichen Artikel des Blogs werden in Kürze persistente Identifikatoren (DOIs) erhalten. Mehrere neue Beihefte sind bereits in Planung. Im neuen Format *Lehrstücke* wurden im März/April 2019 zum zweiten Mal gesammelte Beiträge fortgeschrittener Studierender veröffentlicht, die aus Lehrveranstaltungen hervorgegangen sind und von den jeweiligen Lehrenden zusammengestellt und betreut wurden (vgl. Märkl [u. a.] 2019). Im Zuge der Beteiligung am von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten und von uns, der Redaktion des Mittelalterblogs, mitinitiierten Projekt *Archivum Medii Aevi Digitale – Mediävistisches Fachrepositorium und*

¹⁵ Vgl. <https://mittelalter.hypotheses.org/category/artikel/1000-worte-forschung>.

¹⁶ Die Zugriffsstatistik des Blogs ist einsehbar unter <https://logs.openedition.org/awstats.pl?config=mittelalterhypothesesorg>.

Wissenschaftsblog für die Mittelalterforschung (AMAD) wird das Blog einerseits als Instrument zur Verbreitung der Inhalte des Repositoriums dienen. Andererseits soll es zur Plattform für ein Verfahren des ›Open Peer Review‹ werden.¹⁷ Unverändert bleibt allerdings eines: Das *Mittelalterblog* lebt durch die Beiträge aus der Community. Neue Autor*innen sind ebenso willkommen wie ›Wiederholungstäter*innen‹. Besonders begrüßen wir weitere Beiträge aus der germanistischen Mediävistik.¹⁸

Literatur

[Alle nachfolgenden Links wurden am 17.04.2019 aufgerufen.]

- Bauch, Martin [u. a.]: Mitlesen – Mitbloggen! In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. 14.02.2013, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/488>.
- Döring, Karoline: Wollen wir wirklich BeStI(e)n sein? Ein Plädoyer an und gegen ›den wissenschaftlichen Nachwuchs‹. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. 13.02.2017, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/9774>.
- Gebert, Björn: Mediävistische Wissenschaftsblogs – Einführung und Überblick. In: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung*. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 20 (2015), S. 416–422, online unter DOI: 10.1515/mial-2015-0027.
- Gebert, Björn: *Iste libellus pertinet ... Goethe? Zwei spätmittelalterliche Handschriften mit Werken von Matthäus von Krakau und Heinrich von Langenstein aus Goethes Bibliothek*. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* 1 (2018), S. 318–340, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/19476>. [= Gebert 2018a]
- Gebert, Björn: Sinn und Zweck der Mittelalterblog-Beihefte. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. 29.07.2018, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/13963>. [= Gebert 2018b]
- Gebert, Björn: Soll ich oder soll ich nicht? Zehn Gründe, warum es sich für Historiker*innen lohnt zu bloggen. In: *Zeitarbeit. Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften* 1 (2019), S. 41–49, online unter DOI: 10.25521/ztbt.2019.92.

17 Hierbei handelt es sich um ein transparentes Begutachtungsverfahren, bei dem u. a. Autor*in und Gutachter*innen gegenseitig ihre Namen kennen und auch eine erweiterte Fachcommunity die Möglichkeit erhält, zu einem eingereichten Artikel Stellung zu beziehen. Das genaue Verfahren des ›Open Peer Review‹ im Projekt *AMAD* wird im Rahmen eines Workshops gemeinsam mit Vertreter*innen mediävistischer Fächer erarbeitet werden. Das Projekt *AMAD* entsteht hier: <https://www.amad.org>.

18 Die Liste der Redakteur*innen und Ressorts mit E-Mail-Adressen ist zu finden unter <https://mittelalter.hypotheses.org/redaktion-und-fach-ressorts>.

- Graf, Klaus: Fiktion und Geschichte: Die angebliche Chronik Wenzel Grubers, Greisenklage, Johann Hollands Turnierreime und eine Zweitüberlieferung von Jakob Püterichs Ehrenbrief in der Trenbach-Chronik (1590). In: Frühneuzeit-Blog der RWTH. 10.02.2015, online unter <https://fruehneuzeit.hypotheses.org/1847>.
- Hamm, Joachim [u. a.]: Mediaevum.de – Germanistische und lateinische Mediävistik im Internet. In: ZfdA 130 (2001), S. 492–493.
- Heiles, Marco: Liste abschließbarer Handschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. 17.09.2016, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/8758>.
- Heiles, Marco: Heinrich Kaufringer Bibliographie 1809–2017. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. 04.03.2017, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/9836>.
- Heiles, Marco: *geomancia hais ich*. Die geomantisch-astrologische Sammelhandschrift Oxford, Bodleian Library, MS Broxbourne 84.3. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 1 (2018), S. 179–209, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/13504>. [= Heiles 2018a]
- Heiles, Marco: Die Farb- und Tintenrezepte des Cod. germ. 1 der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg und ihre Vorlagen. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 1 (2018), S. 13–61, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/11576>. [= Heiles 2018b]
- Hülpes, Inge/Klaes, Falko (Hgg.): Die Stadt des Mittelalters an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. Beiträge des interdisziplinären (Post-)Doc-Workshops des Trierer Zentrums für Mediävistik im November 2017. 18.12.2018, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/19200>.
- Jansen, Daria/Olbert, Ann-Kathrin: Bericht des Workshops »Die Lesbarkeit von Helden« in Tübingen, 04.–05. August 2017. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. 13.10.2017, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/11329>.
- Keupp, Jan: Die Gegenstandslosigkeit des Materiellen: Was den material turn zum Abtörner macht. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. 26.06.2017, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/10617>.
- König, Mareike: Erste ISSN für Blogs von de.hypotheses vergeben. In: Redaktionsblog. 11.09.2013, online unter <http://redaktionsblog.hypotheses.org/1614>.
- König, Mareike: ISSN für Wissenschaftsblogs – mehr als nur Symbolik?. In: Redaktionsblog. 15.04.2015, online unter <http://redaktionsblog.hypotheses.org/2220>.
- Lordick, Nadine: Ankündigung von Tagung und Workshop des [PostDoc]-Netzwerk Nord des Verbunds Mittelaltergermanistik Nord. In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte. 22.02.2019, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/21374>.
- Märtl, Claudia [u. a.]: Digital Humanities, kuriale Diplomatie und Repertorien (1431–1471). In: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 2 (2019), S. 16–124, online unter <https://mittelalter.hypotheses.org/21536>.

Serif, Ina: Der zerstreute Chronist. Zur Überlieferung der deutschsprachigen Chronik Jakob Twingers von Königshofen. In: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. 05. 12. 2015, online unter <http://mittelalter.hypotheses.org/7063>.

Björn Gebert, Westfälische Wilhelms-Universität Münster,
bjoern.gebert@uni-muenster.de

Lena van Beek, Universität Hamburg, lena.van.beek@uni-hamburg.de

Wissenschaftskommunikation auf Twitter? Eine Chance für die Geisteswissenschaften!

Andrea Geier (@geierandrea2017) / Markus Gottschling (@emgehoh)¹

1. Einleitung

Wozu sind Akademiker*innen auf Twitter?² Im Unterschied zu Blogs, deren Funktion für die Wissenschaftskommunikation unstrittig ist, werden Aktivitäten auf Twitter und in anderen sozialen Medien immer noch vielfach skeptisch gesehen. Wissenschaft in 280 Zeichen?³ Abschreckend wirkt neben dem Verdacht extremer und letztendlich unsinniger Komplexitätsreduktion eine pauschale Kritik am Twittern. Zu den Topoi dieses Diskurses, der so verbreitet ist, dass man fast von einem eigenen journalistischen Genre sprechen könnte, gehört die Vorstellung, dass man sich auf Twitter in einem abgeschlossenen Kommunikationsraum, einer ›Bubble‹ oder ›Gemeinde‹, befinde.

Diese Pauschalkritik wird, ebenso wie die weniger häufige positive Berichterstattung, auf Twitter intensiv diskutiert. Am häufigsten finden sich zwei Hinweise: erstens, dass es eben nicht die eine Twittererfahrung gibt, sondern individuelle Formen der Präsenz und der Interaktion; zweitens, dass sowohl die Idee der ›Bubble‹ als auch der ›zwei Welten‹, von Twitter auf der einen und ›realem Austausch‹ auf der anderen Seite, nicht erfasst, wie Kommunikation auf Twitter funktioniert und von Wissenschaftler*innen produktiv genutzt wird. Wer verstehen will, dass Twitter für Akademiker*innen attraktiv sein kann, sollte sich bewusst machen, dass Twitter viel Verschiedenes bietet. Um es mit Blick auf die Literaturwissenschaft einmal kurz zu skizzieren: Von einzelnen Lektüreeindrücken belletristischer Texte bis zum Lesekreis, von der Ankündigung einer Tagung bis zur Livekritik, von freundlichen Hinweisen auf Neuerscheinungen literari-

1 Neben unseren Twitter-Handles sind, als Einstieg und Empfehlung, auch die Nutzer*innennamen der im Text erwähnten Autor*innen in Klammern beige gestellt.

2 Mit dieser Frage ist etwa die von Carsten Könneker (@scifunkel) geführte, allgemeinere Diskussion um die Sinnhaftigkeit von Wissenschaftskommunikation in den sozialen Medien spezifiziert (vgl. Könneker 2019). Diese beschränkt sich selbstverständlich nicht allein auf Twitter, das aber erstens mit seinen im Verlauf des Textes charakterisierten Eigenschaften einzelne Spezifika anderer sozialer Medien in sich vereinigt, zweitens das von Wissenschaftler*innen selbst meistgenutzte Tool darstellt (vgl. Collins [u. a.] 2016).

3 Siehe hierzu auch die Umfrage *Warum twittern Sie nicht?* von Anna-Lena Scholz (@doc_scholz) im ZEIT CHANCEN Brief-Newsletter (Scholz 2018). Der in den Antworten durchscheinende Skeptizismus ist z. B. auch im Fall von Instagram formuliert worden (vgl. Wright 2018).

scher und wissenschaftlicher Texte bis zu harschen Verrissen, von Kommentaren zur Bildungspolitik über konkrete Fragen der Lehrpraxis an der Universität und in der Schule bis zu langen Auseinandersetzungen über Forschungsergebnisse und Methodenstreit ist alles möglich und wird auch täglich praktiziert. Auf der Basis dieser Erfahrung stellt sich also weniger die Frage, ob es sinnvoll sein kann, auf Twitter zu sein, als vielmehr: Wie wird man ein produktiver Teil davon und kann aktiv Wissenschaftskommunikation betreiben?

Um Möglichkeiten und Herausforderungen geisteswissenschaftlicher Wissenschaftskommunikation auf Twitter beschreiben zu können, müssen medien-spezifische Aspekte berücksichtigt und mit Fragen nach den eigenen kommunikativen Anliegen verbunden werden. Ausgehend von einer definitorischen Bestimmung von Wissenschaftskommunikation auf Twitter möchten wir dessen Attraktivität für den wissenschaftlichen Austausch über Literatur und Forschung mit Blick auf Adressat*innen, Kommunikationsformen wie Hashtags und Kommunikationsmodi wie zeitliche Dynamiken sowie Reichweite erklären und mit Beispielen veranschaulichen.

2. #wisskomm: Definitorische und medien-spezifische Aspekte

Bedeutung und Reichweite des Begriffs ›Wissenschaftskommunikation‹ sind in den letzten Jahren gestiegen, was einerseits in einem verstärkten Forschungsinteresse begründet liegt (vgl. Bonfadelli [u. a.] 2017), andererseits aber auch in der Bereitschaft von Wissenschaftsinstitutionen und Wissenschaftler*innen, einen aktiveren Beitrag zur Vermittlung der eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse an die Öffentlichkeit zu leisten (vgl. Acatech [u. a.] 2014). Wissenschaftskommunikation umfasst »alle Formen von auf wissenschaftliches Wissen oder wissenschaftliche Arbeit fokussierter Kommunikation« (Schäfer [u. a.] 2015, S. 13); Mike S. Schäfer (@mss7676) zufolge ist sie, entgegen älteren Konzepten, zudem nicht allein auf den Bereich von Wissenschafts-PR beschränkt und nimmt wissenschaftsintern wie -extern unterschiedlichste Kommunikationsformen in allen Kommunikationsmedien an (Schäfer 2017).

Innerhalb der Wissenschaftskommunikation und gerade in Hinblick auf die Kommunikation mit der Öffentlichkeit ist aber eine starke Dominanz der Naturwissenschaften zu beobachten: erstens bezüglich der Themenbereiche von Wissenschaftskommunikation, dort dominieren Umwelt- und Klimawandel, Nachhaltigkeit sowie Medizin und Gesundheit (Bonfadelli [u. a.] 2017, S. 11); zweitens in Hinsicht auf die Erforschung von Wissenschaftskommunikation, die geisteswissenschaftliche Kommunikationsleistungen in nur geringem Maße überhaupt in den Blick nimmt (Scheu/Volpers 2017, S. 393); drittens in Bezug auf das aktiv in die bzw. in der Öffentlichkeit kommunizierende Personal. Die Gründe für die Dominanz der Naturwissenschaften in althergebrachten Kommunikationsmedien ebenso wie auf Twitter reichen von grundsätzlichen wissenschafts-

politischen Schwerpunktsetzungen bis hin zum in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Bild der wissenschaftlichen Disziplinen.⁴

Wenn in diesem Beitrag der Fokus gerade auf Kommunikationsleistungen von Geisteswissenschaftler*innen und insbesondere von Literaturwissenschaftler*innen gelegt wird, so ist dies auch als Ermutigung zu verstehen, die eigene Kommunikation zumindest teilweise losgelöst von institutionellen Rahmen und organisationalen Bedingungen zu betrachten. Zwar sollten Wissenschaftler*innen durchaus als Personen mit institutioneller Verortung sichtbar und auffindbar sein, sie können aber etwas anderes leisten als die Wissenschaftskommunikation ihrer Universitäten. Während letztere im Wesentlichen auf die Verlautbarung und Vermittlung von Ereignissen, Ergebnissen und Erfolgen konzentriert sind, können Wissenschaftler*innen auf Twitter ihre Anliegen in einem Raum präsentieren und diskutieren, der unterschiedliche Publika und Interessen erreichen und bedienen kann: Wissenschaftskommunikation auf Twitter kann den fachinternen Dialog befördern und zugleich Erkenntnisse des Fachs der Öffentlichkeit zugänglich machen, über Methoden oder über aktuelle fachwissenschaftliche Diskussionen und Projekte informieren und auf vielfältige Weise den unmittelbaren Austausch mit zumindest Teilen der Gesellschaft erleichtern.

Wer diesen dialogischen Kommunikationsraum mitgestalten möchte, muss sich über eigene Zielsetzungen wie über medienspezifische Aspekte Gedanken machen. Exemplarisch lassen sich die Möglichkeiten und Bedingungen wissenschaftskommunikativen Handelns auf Twitter anhand von Tweets, Mentions, Hashtags und Listen beschreiben, gleichzeitig ist der Wissenschaftskommunikation auf Twitter in besonderem Maße eine rhetorische Komponente inhärent.

Twitter ist ein Kurznachrichtendienst: Ein Tweet ist auf 280 Zeichen begrenzt. Eine Herausforderung für die Wissenschaftskommunikation ist allerdings nicht nur die Kürze an sich, sondern das Zusammenspiel zwischen dem Tweet und verschiedenen zeitlichen Dynamiken. Twitter wird oftmals mit einer Art Echtzeit-Kommunikation identifiziert, dagegen muss man zunächst betonen, dass man Einzel-Tweets oder auch eine Kette von Tweets, die sogenannten Threads, mit denen man dann die 280 Zeichen überschreitet, durchaus in Ruhe vorbereiten, korrekturlesen und zu einer selbst gewählten Zeit veröffentlichen kann. Sie

4 Hierfür lässt sich bereits Twitter heranziehen: Der Account *Real Scientists of Germany* (@realsci_DE) etwa verspricht »[e]chte Wissenschaft von echten ForscherInnen, AutorInnen, KommunikatorInnen, KünstlerInnen...« und lässt diese je eine Woche aus ihrem Forschungsalltag berichten. Tatsächlich konzentriert sich der Account aber v. a. auf den naturwissenschaftlichen und kognitionswissenschaftlichen Bereich. Dass Geisteswissenschaftler*innen gegenüber den Naturwissenschaftler*innen zugeschrieben wird, sich weniger um eine verständliche Ausdrucksweise gegenüber der Öffentlichkeit zu bemühen, führt Hans Peter Peters (@hp_peters) unter anderem darauf zurück, dass sie stärker an gesellschaftlichen Debatten partizipierten und ihre Wissenschaftlichkeit darum besonders durch sprachliche Komplexität ausstellen müssten (vgl. Peters 2018).

können anschließend durch Likes und Retweets geteilt und verstärkt werden. Will man, dass die eigenen Tweets als Impulse zur Anschlusskommunikation funktionieren oder selbst in Dialog mit anderen treten, kommt allerdings ein zeitliches Moment ins Spiel. Reply-Tweets werden häufig eher rasch entworfen und teilweise auch wieder gelöscht, und manchmal werden Tweets von mehreren Personen gleichzeitig kommentiert. Der eigene Feed aktualisiert sich in Abhängigkeit des selbstgewählten Vernetzungsgrades in durchaus rasanter Abfolge, so dass einerseits einzelne Tweets leicht übersehen werden. Andererseits aber bietet genau das die Chance, Diskussionen und Debatten auch größerer Gruppen nahezu in Echtzeit zu führen und verfolgen zu können. Dadurch entsteht gerade in feuilletonistischen oder akademischen Debatten, so lautet eine von Christina Dongowski (@TiniDo) auf Twitter skizzierte These, eine neue »Zwitterform der halb-mündlichen Schriftlichkeit in Social Media«. Die unmittelbare Direktheit mündlicher Kommunikation trifft auf eine in diesen Feldern verinnerlichte »Langsamkeit & Distanziertheit von schriftlich entwickelter Argumentation« (Dongowski 2019). Eine Folge sind widersprüchliche Stilkonventionen, die Einfluss nehmen auf die Verbreitung auch wissenschaftlicher Inhalte und die Kommunizierenden vor Herausforderungen gelungener Kommunikation stellen.

Wer auf Twitter aktiv die eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse vermitteln oder an Debatten teilhaben und darin gehört werden will, muss Inhalte rekontextualisieren und rhetorisch anschlussfähig machen. Dies gilt sowohl hinsichtlich der anvisierten Adressat*innen als auch in Bezug auf die medienspezifischen Konventionen der Kommunikation. Zugleich muss man, insbesondere wenn man erst mit dem Twittern beginnt und noch nicht so gut vernetzt ist, mit dem Frustrationspotential umgehen, dass vieles von dem, was man tut, möglicherweise nicht die gewünschte Aufmerksamkeit erhält.

Die Echtzeit-Zeitdimension von Twitterkommunikation kann also bedeuten, dass die Verbreitung eigener Inhalte und Meinungen vor allem dann Resonanz erzeugt, wenn sie unmittelbar von anderen aufgegriffen, geteilt oder kommentiert wird. Ein zentraler Aspekt von Twitter als sozialem Netzwerk ist darum die Vernetzung unterschiedlicher Accounts, das Folgen und Gefolgtwerden, wobei Letzteres sich nicht allein an Zahlen festmacht, sondern in Accounts, die selbst aktiv und interessiert an der Verbreitung und Kommunikation von Inhalten sind. Ein anderer ist die Positionierung und Vernetzung der eigenen Tweets in relevanten Diskursen. Für diesen Zweck bieten sich auf Twitter mit Mention, Hashtag und Liste Gruppierungs-, Archivierungs- und Verlinkungstools an, die Nutzer*innen und ihre Tweets, abseitige Themen wie auch weltweite Trends auffindbar machen und sie intertextuell und intermedial zusammenschließen. Alle drei dienen als technische Mittel zur Herstellung von Überschaubarkeit. Das Setzen von Hashtags wie etwa #wisskomm oder die Verortung in einer Liste wie etwa der des Portals wissenschaftskommunikation.de (@wisskomm_de) können Nutzer*innen als Teilnehmende an einem Diskurs sichtbar machen. Das #twitterlehrerzimmer z.B. wird vor allem für den Austausch von Lehrer*innen über

Schule und Bildung genutzt. Unter den literaturwissenschaftlichen Hashtags werden etwa #TwitterPhilologie, eingeführt von Berit Glanz (@beritmiriam), oder #RelevanteLiteraturwissenschaft, eingeführt von Andrea Geier, regelmäßig von Nutzer*innen gespielt, die ein berufliches oder privates Interesse am aktiven Austausch über Literatur und Literaturwissenschaft auf Twitter haben. Hier finden sich aktuelle Debatten über Literatur, konkrete Fragen an twitternde Literaturwissenschaftler*innen, Ideen und Suchmeldungen zu Literatur, Forschungs- und Lehrthemen, aber auch Miszellen, Beobachtungen zu affinen Themenfeldern und Ankündigungen. Das Folgen von Hashtags und Listen bietet auch interessierten, aber passiven Nutzer*innen die Möglichkeit zur Teilhabe ohne eigene Kommunikationsleistung. Dies bedeutet zudem im Umkehrschluss, dass sich Reichweite und Relevanz zwar sehr deutlich, aber nicht ausschließlich in Follower*innen, Mentions, Likes oder Retweets ausdrücken (vgl. Paßmann 2018).

Hashtags lassen sich in rhetorischer Hinsicht nicht nur strategisch nutzen. Es gibt auch eine spielerische und ästhetisch-elokutionäre Funktion. Dies zeigt sich insbesondere, wenn man sie im Kontext von Intertextualität betrachtet. »[D]ie Verwendung von Hashtags«, so Berit Glanz, tendiert »zu einer Entindividualisierung, da jede Einzeläußerung auch in einem größeren kommunikativen Zusammenhang eingeordnet werden kann« (Glanz 2018).

Die Kenntnis solcher Regelstrukturen ist wichtig, wenn über die strategische Kommunikation eigener Anliegen nachgedacht wird. Auf dieser Basis kann man nicht nur den Blick dafür schärfen, wie man Interessen und Themen in unterschiedlichen kommunikativen Formen anschlussfähig gestalten kann. Sie bildet auch eine Grundlage, um ein eigenes Profil, ggf. mit einer eigenen, wiedererkennbaren Tonlage, zu formen, die Möglichkeit von Fehlinterpretationen zu reduzieren und an der Verständlichkeit der Kommunikation zu arbeiten. Das Wissen um solche Regeln hilft außerdem dabei, Twitter als eine Spielwiese zu begreifen, auf der abseits geregelter journalistischer oder fachinterner Konventionen in verschiedensten Registern mitgemischt und ausprobiert werden kann. Wissenschaftskommunikation auf Twitter pendelt daher zwischen ökonomisch-funktionalisierter und spielerisch-freier Verwendung und nutzt vielfältige Formen. Diese reichen von PR-Maßnahmen und Ergebniskommunikation über in den Raum geworfene vorläufige Thesen bis zu eingestreuten Memes, GIFs und Videos. Genau deshalb bietet Twitter für Wissenschaftler*innen vieles: Es kann als Info-Center dienen und als digitale Neuauflage des Salons ein Raum für Kritik und Debatten sein, man kann es nutzen, um Prozesse des wissenschaftlichen Arbeitsalltags zu beschreiben und zugänglich zu machen. Nicht zuletzt eignet sich Twitter für konzertierte Aktionen der Wissenschaftskommunikation (siehe z. B. #4genderstudies), mit denen Nutzer*innen Themen setzen und Aufmerksamkeit generieren können.

3. Die 5 ›A‹s der Wissenschaftskommunikation auf Twitter

Die Sichtbarkeit dieser eigenen Themen und die Kommunikationsmöglichkeiten auf Twitter, d.h. wer also mit wem auf welche Weise wann in Austausch kommt, lassen sich in 5 ›A‹-Begriffen zusammenfassen.

1. Aufmerksamkeit schenken und finden.

Twitter-Kommunikation ist in hohem Grade dynamisch und zufällig. Ob eigene Tweets das Publikum finden, das man sich wünscht, ob sie Anschlusskommunikationen hervorrufen oder nicht, hat man nicht selbst in der Hand. Dies gilt aber eben nicht nur für alles, was selbst geschrieben wird, sondern auch für alles, was andere anbieten. Das kann ein gewisses Frustrationspotential bergen – oder man stellt schlicht das eigene Kommunikationsverhalten darauf ein. Bei wiederkehrenden Themen, die man kommentiert, ist es z.B. in Ordnung, Thesen zu wiederholen. Es lesen schließlich nicht immer dieselben Menschen mit. Die begrenzte Ressource Aufmerksamkeit bedeutet aber vor allem, dass man überlegen sollte, zu welchen Themen man etwas beitragen kann und auf welche Anliegen man andere aufmerksam machen möchte. Wer Aufmerksamkeit finden möchte, sollte sie also auch schenken, auf relevante Beiträge hinweisen und auf sie reagieren.

2. Austausch suchen und genießen.

Twitter ist für den Austausch bestens geeignet: Wer Fragen stellt, erhält Antworten, wer Thesen bietet, wird mit Gegenargumenten auf die Probe gestellt werden, wer Material liefert, wird noch mehr bekommen. Wer Twitter dagegen ausschließlich als ›Lautsprecher‹ für das Verkünden von Ergebnissen und Erfolgen benutzen möchte, wer nicht vorhat, überhaupt zu interagieren und auf wissbegierige, neugierige Nachfragen zu antworten, verschenkt das zentrale Potenzial dieser Plattform. Eine Agenda-orientierte Wissenschaftskommunikation wird daher nicht allein eigene Beiträge und Leistungen vorzeigen, sondern einen breiteren Kommunikationsraum mitgestalten. In Bezug auf die Reichweite bedeutet das, dass man sowohl Menschen im Blick haben sollte, mit denen man bestimmte Themenschwerpunkte teilt, als auch solche, die affine Kooperationspartner*innen sind für grundsätzlichere Anliegen der Wissenschaftskommunikation im Bereich Geisteswissenschaften. Interaktion bedeutet dabei nicht, dass man auf jede Reply antworten und sich mit jedem Account unterhalten müsste. Niemand hat ein Recht auf Antworten. Gerade bei kontroversen Themen und ganzen Forschungsfeldern wie den Gender Studies ist das auch keinesfalls zu empfehlen. Das Ziel erfolgreicher Kommunikation sollte nur nicht ausschließlich senderorientiert, sondern stärker dialogbezogen gedacht werden. Dann kann der Austausch mit anderen über die eigenen Themen lehrreich und erfreulich für alle Beteiligten sein. Zugleich gilt: Im Unterschied zum ›Verkündigen‹ kostet Aus-

tausch Zeit. Daher sollte man ihn gezielt mit Blick auf die eigenen Anliegen suchen und ressourcen- und nervenschonend gestalten.

3. Anschlussfähigkeit herstellen und sichern.

Die eigenen Kompetenzen und Anliegen formen die individuelle Twitter-Agenda. Ob es Berichte aus dem eigenen Arbeitsalltag sind oder größere Projekte: Um einen Resonanzraum zu finden, muss man Anschlussfähigkeit aktiv herstellen. Neben allgemeiner Dialogbereitschaft sollte man sich daher bemühen, verschiedene Formen der adressatenorientierten Kommunikation zu nutzen. Dass man nie genau weiß, wer zeitnah oder später mitliest, mag aus einer erfolgsorientierten Perspektive als ein Mangel begriffen werden. Umgekehrt bietet die bereits beschriebene Zeitdimension von Twitter geradezu ideale Möglichkeiten für schnelle Registerwechsel und Erklärungen, etwa zu Fachtermini. Eine auf Anschlussfähigkeit zielende Wissenschaftskommunikation ist darum nicht mit Komplexitätsreduktion gleichzusetzen, vielmehr geht es darum, andere Nutzer*innen möglichst gut miteinzubeziehen. Gerade in Threads zu einzelnen Themen, die tagesaktuell Aufmerksamkeit finden, ist über Dialogbereitschaft ein adressatenbezogenes Verständnis von Verständlichkeit relativ einfach herzustellen. Interaktionsmöglichkeiten und zeitliche Dynamiken lassen Twitter für die Wissenschaftskommunikation daher gerade als besonders gut geeignet erscheinen: Verständlichkeit bedeutet nicht, dass jeder einzelne Tweet so formuliert sein muss, dass alle potentiellen Leser*innen ihn verstehen. Zur Anschlussfähigkeit gehört vielmehr, dass man im Blick hat, dass immer mehr bzw. andere Menschen mitlesen als diejenigen, die einem folgen, und dass man gerne bereit ist, mehr zu erklären. Verständlichkeit und Anschlussfähigkeit lassen sich also einerseits damit herstellen, dass man Tweets formuliert, die die eigene Agenda in unterschiedlichen Komplexitätsgraden vorstellen, andererseits durch flexibles Reagieren auf das kommunikative Umfeld.

4. Anerkennung suchen und finden.

Wer Twitter vor allem als Info-Center nutzt, kann auf Tagungen und Veröffentlichungen im eigenen Forschungsfeld hinweisen, wer etwas zu Debatten beitragen möchte, kann aus einschlägigen Veröffentlichungen zitieren und diese teilen. Solche Tweets können Anschlusskommunikationen hervorrufen, die eigene Dynamiken entwickeln, in einen debattierenden Salon führen oder schlicht Gelegenheit bieten, noch einmal Beiträge und Leistungen, eigene wie die anderer, hervorzuheben. Grundsätzlich sind Likes und kommentierend-lobende Replies einfache und klassische Formen, wie man Anerkennung für andere zeigen und umgekehrt erhalten kann. Ambitioniertere Formen sind eigene größere Projekte auf Twitter, wie etwa der von den Historikerinnen Birte Förster (@BirteFoerster) und Hedwig Richter (@RichterHedwig) gestaltete Thread zu den weiblichen Abgeordneten der Weimarer Nationalversammlung, der sich vom 100. Jahrestag ihrer Eröffnung am 6. Februar bis zum 31. März 2019 erstreckte und Kurzbio-

graphien, Werdegänge, politische Bedingungen und Bildmaterial der politischen Pionierinnen sammelte (vgl. Förster 2019). Solche Aktionen sind Mittel, um Aufmerksamkeit für Themen zu schaffen, für die man im günstigsten Fall auch Anerkennung erhält, sei es auf Twitter oder im sogenannten ›real life‹, das eben von Twitter nicht getrennt ist. Denn so, wie man Einblicke in den eigenen Arbeitsalltag und die eigenen Themen geben kann, können daraus auch Kooperationen entstehen. Seien es gemeinsame Publikationsprojekte wie dieses hier oder gemeinsame Lehrprojekte wie #RelevanteLiteraturwissenschaft.

5. Für das Abenteuer offen bleiben.

280 Zeichen sind eine Herausforderung für die Wissenschaftskommunikation. Es ist nicht unbedingt das Thema an sich, sondern die Form, die dafür gefunden wird, die sich als Schlüssel für die Aufmerksamkeit anderer erweist. Daher sollte man Lust haben, die Themen, für die man andere interessieren möchte, in unterschiedlichen Varianten immer wieder ins Spiel zu bringen. Nochmals: Twittern bedeutet nicht notwendig oder gar ausschließlich Komplexitätsreduktion. Zentral sind Pointiertheit in Kombination mit Registerwechseln, die unterschiedliche Publika im Blick haben. Man könnte auch sagen: 280 Zeichen sind eine wunderbare Übung für die Thesenbildung. Frustrationserlebnisse werden sich nicht vermeiden lassen und sind, nebenbei bemerkt, auch kein Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem ›real life‹. Wie stark sie sind, wird allerdings durch das eigene Twitter-Verhalten beeinflusst.

4. Fazit

Wissenschaftler*innen sind nicht verpflichtet zur Wissenschaftskommunikation. Aber wenn viele etwas beitragen, wäre das ein Gewinn für die Sichtbarkeit unseres Faches in der Öffentlichkeit. Je mehr Akademiker*innen konkret etwas aus ihren Bereichen von Forschung und Unterricht/Lehre mitteilen und ihre Perspektiven in öffentliche Debatten einbringen, umso besser können wir die Langzeitdiskussion um Fragen der ›Relevanz‹, des ›Sinns‹ und des ›Nutzens‹ von Geisteswissenschaften mitgestalten und geisteswissenschaftliche Wissenschaftskommunikation stärken.⁵ Dabei ist Twitter nur eine Möglichkeit unter anderen. Es wurde hier vorgestellt vor dem Hintergrund unserer eigenen Erfahrung, die hoffentlich Anschaulichkeit ermöglichte, Lust machte, sich zu beteiligen, und konkrete Hinweise zum Einstieg bot. Wer Wissenschaftskommunikation machen möchte, kann dies selbstverständlich auch auf anderen Wegen tun – digital wie analog. Zumindest uns zeigt sich aber, dass die vermeintlichen ›zwei Welten‹, wenn sie zusammengedacht werden, füreinander Mehrwerte erzeugen, wie etwa

5 Siehe hierzu beispielsweise den Hashtag #DarumGW – Darum Geisteswissenschaften.

im Fall von #RelevanteLiteraturwissenschaft: Ein Hashtag, der in der Reaktion auf eine Tagung entstand, auf Twitter zu einer anhaltend lebhaften Diskussion über Methoden, Gegenstandsbereiche und öffentliche Wahrnehmung von Literaturwissenschaft in der Gegenwart führte und, parallel zur Entstehung dieses Beitrags, einen vorläufigen Höhepunkt in einem gemeinsamen Lehrprojekt an sechs Universitäten findet: ein Lehrexperiment, das wiederum auf Twitter begleitet wird, wo Themen, Sitzungen und Texte vorgestellt, diskutiert und kommentiert werden.⁶

Dass Twitter die beste Möglichkeit für Wissenschaftskommunikation ist, sollte nicht behauptet werden. Aber es gilt, was Hedwig Richter schreibt: »Twitter ist wohl kaum das ideale Medium für die Wissenschaft, aber doch das geniale: Es ist auf Gegenseitigkeit angewiesen, es zwingt zur Reflexion, es ermöglicht Schnelligkeit und es bietet Offenheit.« (Richter 2019) Wer es zu nutzen weiß, wer Wissen vermitteln will, wer Austausch und Debatten sucht, wird es für die eigenen Forschungsfragen und -anliegen als Gewinn erleben und kann zugleich einen Beitrag dazu leisten, die leidigen Elfenbeinturm-Debatten in Bezug auf die Geisteswissenschaften zu verändern – und sei es dadurch, dass man zum 100. Mal ein paar Literaturhinweise zur Geschichte des Begriffs ›Elfenbeinturm‹ herumschickt. Denn wer weiß, vielleicht lesen diesmal ja ein paar Menschen mit, die es weitertragen werden.

Literatur

- Acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften [u. a.] (Hgg.): Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und den Medien. Empfehlungen vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen. München [u. a.] 2014, online unter https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2014_06_Stellungnahme_WOeM.pdf, aufgerufen am 09.05.2019.
- Bonfadelli, Heinz [u. a.]: Das Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation. In: Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation. Hg. von Heinz Bonfadelli [u. a.]. Wiesbaden 2017, S. 3–14.
- Collins, Kimberley [u. a.]: How are scientists using social media in the workplace? In: PLoS ONE 11 (2016): e0162680, DOI: 10.1371/journal.pone.0162680.
- Dongowski, Christina (@TiniDo): Meine Erklärung: 1. Fähnrisse, 11.04.2019 [Twitter], online unter <https://twitter.com/TiniDo/status/1116289992475774976>, <https://twitter.com/TiniDo/status/1116338169207771136>, aufgerufen am 08.05.2019.

6 Informationen zum Lehrprojekt #RelevanteLiteraturwissenschaft, den beteiligten Dozent*innen der Universitäten Bonn, Greifswald, Leipzig, Paderborn, Trier und Wien sowie dem Lehr- und Vortragsprogramm finden sich unter <https://relevantelitwiss.wordpress.com/>.

- Förster, Birte (@BirteFoerster): Zu den weiblichen Abgeordneten, 06.02.2019 [Twitter], online unter <https://twitter.com/BirteFoerster/status/1093140303970746368>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Glanz, Berit: Rhetorik des Hashtags. In: Pop-Zeitschrift, 18.09.2018, online unter <http://www.pop-zeitschrift.de/2018/09/18/social-media-september-von-berit-glanz/>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Könneker, Carsten: Was die Forschung zwischern könnte. In: Causa Debattenportal. 21.03.2019, online unter <https://causa.tagesspiegel.de/kolumnen/causa-autoren-1/was-die-forschung-zwischern-koennte.html>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Paßmann, Johannes: Die soziale Logik des Likes. Eine Twitter-Ethnografie. Frankfurt a.M./New York 2018.
- Peters, Hans Peter: Sind Naturwissenschaftler stärker um öffentliche Verständlichkeit bemüht als Geistes- und Sozialwissenschaftler? In: Zweikommazwei, 16.10.2018, online unter <https://blogs.fz-juelich.de/zweikommazwei/2018/10/16/verstaendlichkeit-geistes-und-sozialwissenschaftler/>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Richter, Hedwig: Aberwitzige Offenheit. Twitter und Geschichtswissenschaften. In: Zeitgeschichte online, 02.05.2019, online unter <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/abewitzige-offenheit>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Schäfer, Mike S. [u. a.]: Wissenschaftskommunikation im Wandel. Köln 2015.
- Schäfer, Mike S.: Wissenschaftskommunikation ist Wissenschaftsjournalismus, Wissenschafts-PR ... und mehr. In: Wissenschaftskommunikation.de, 01.03.2017, online unter <https://www.wissenschaftskommunikation.de/wissenschaftskommunikation-ist-wissenschaftsjournalismus-wissenschafts-pr-und-mehr-3337/>, aufgerufen am 09.05.2019.
- Scheu, Andreas M./Volpers, Anna-Maria: Sozial- und Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs. In: Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation. Hg. von Heinz Bonfadelli [u. a.]. Wiesbaden 2017, S. 391–404.
- Scholz, Anna-Lena (@doc_scholz): Im @DIEZEIT #ChancenBrief, 24.10.2018 [Twitter], online unter https://twitter.com/doc_scholz/status/1055094033092173825, aufgerufen am 09.05.2019.
- Wright, Meghan: Why I don't use Instagram for science outreach. In: Science 2018. DOI: 10.1126/science.caredit.aat5907.

Prof. Dr. Andrea Geier, Universität Trier, geier@uni-trier.de

Dr. Markus Gottschling, Universität Tübingen, markus.gottschling@uni-tuebingen.de

Das Deutschbuch als Forschungsgegenstand – eine Bestandsaufnahme

Christine Ott

Abstract

Deutschbücher dürfen auch aktuell als zentrale Lehr-Lernmittel des Deutschunterrichts gelten, dennoch findet kein Diskurs um ihre Inhalte und Konzeption statt, der die Schulpraxis und die Autorenteams zufriedenstellend einbinden würde. Zudem wird das Deutschbuch weder vonseiten der Fachdidaktik noch der Fachwissenschaften systematisch und kontinuierlich befohrt. Anliegen des Beitrags ist es, bisherige Forschungsaktivitäten sichtbar zu machen, neuere Entwicklungen sowie Entwicklungsfelder aufzuzeigen und für mehr Engagement der Deutschdidaktik im Bereich der Schulbuchforschung zu werben.

Für den Deutschunterricht wurde beklagt, dass – anders als noch in den 1960er und 1970er Jahren und anders als beispielsweise in der Disziplin Deutsch als Fremdsprache – kaum (fach-)öffentliche Diskussionen zu Lehrwerksneuerungen geführt wurden, welche Lehrkräfte bei der Bewertung von Neuerscheinungen unterstützen könnten (vgl. Khadjehzadeh 2002, S. 113 f.). Diese Kritik darf auch heute noch Gültigkeit beanspruchen. Die Forschungslage zu Schulbüchern im Fach Deutsch jedoch kann angesichts der zahlreichen, vor allem der jüngeren Publikationen kaum als desolat oder dürftig gelten. Allerdings findet aus fachwissenschaftlicher wie fachdidaktischer Perspektive keine systematische Beforschung von Deutschbüchern statt, wenn auch Vorstöße hierzu in der jüngeren Geschichte zu konstatieren sind (vgl. Kiesendahl/Ott 2015, Wrobel/Müller 2014, Ballis/Peyer 2012). Es fehlt also zum einen an der Vermittlung der Forschungsaktivitäten rund ums Deutschbuch in die Schulpraxis hinein, zum anderen bedarf es eines kontinuierlichen Engagements der Schulbuchforschung – oder breiter: Bildungsmedienforschung – im Fach Deutsch, die gerade auch aktuelle Lehrwerke erfasst. Der vorliegende Beitrag stellt vor, auf welche Forschungsaktivitäten hierbei zurückgegriffen bzw. aufgebaut werden kann.

1. Systematisierung des Forschungsfelds

Das Forschungsfeld zu Deutschbüchern lässt sich nach gegenstandsbezogenen, inhaltlichen oder im engeren Sinn methodischen Zugriffen systematisieren. Die Tabelle 1 zeigt mögliche Kategorien zur Systematisierung auf.

Tab. 1: Systematisierende Zugriffe auf Schulbuchforschung im Fach Deutsch

1. **Diachrone oder synchrone Untersuchungen**
2. **Unterscheidung nach dem Schulbuchtyp:**
 - Fibelforschung
 - Lesebuchforschung
 - Sprachbuchforschung
 - Forschung zu integrativen Lehrwerken
 - Medienverbundforschung
3. **Unterscheidung nach dem disziplinären Zugriff und/oder Erkenntnisinteresse, z. B.:**
 - Fachdidaktik
 - Fachwissenschaft(en)
 - Bildungswissenschaft
4. **Unterscheidung nach Typen der Schulbuchforschung:**
 - prozessorientierte Schulbuchforschung
 - produktorientierte Schulbuchforschung
 - nutzungs- und wirkungsorientierte Schulbuchforschung
5. **Unterscheidung nach der zugrunde gelegten Methodologie und Methodik**

Längsschnittuntersuchungen, die an Entwicklungen und Neuerungen im Schulbuch interessiert sind, stehen neben Untersuchungen, die zu einem spezifischen Zeitschnitt Schulbücher beforschen (z. B. die Berücksichtigung von Heterogenität bei der Entwicklung aktueller Deutschlehrwerke, vgl. Herrmann 2017).

Forschungsaktivitäten lassen sich ferner nach dem Untersuchungsgegenstand (i. e. S.), dem im Untersuchungsfokus stehenden Schulbuchtyp unterscheiden. Im Fach Deutsch sind hier die Fibel, das Lesebuch, das Sprachbuch, kombinierte Lese- und Sprachbücher (sog. integrative Lehrwerke) oder das Deutschbuch im Medienverbund aus Arbeitsheft, Lehrerband, virtueller Lernumgebung etc. zu nennen. Wird Schulbuchforschung zur Bildungsmedienforschung erweitert, dann kann nach weiteren Bildungsmedientypen unterschieden werden, d.h. für das Fach Deutsch eine Differenzierung nach Bildungsmedientypen wie Lektüreausgaben, Hörspielen, Leselernapps, Arbeitsheften usw. (vgl. zu Bildungsmedien- bzw. Lehr-Lernmitteltypen¹ für das Fach Deutsch von Brand/Radvan 2019). Die

1 Im genannten Handbuch wird die Bezeichnung *Lehr- und Lernmittel* als weniger umfassend als *Bildungsmedien* eingeordnet und soll terminologisch schärfer sein; eine solchermaßen vorgenommene unterschiedliche Begriffsfüllung ist in der Bildungsmedienforschung allerdings nicht etabliert. Letztlich werden beide Bezeichnungen für In-

verschiedenen Schulbuchtypen lassen sich noch weiter differenzieren in verschiedene Ausgaben, insbesondere nach dem geographischen Zielmarkt in verschiedene Regionalausgaben (z. B. die Bayern-Ausgabe, die Baden-Württemberg-Ausgabe, die Nordrhein-Westfalen-Ausgabe) sowie nach der adressierten Lerngruppe in Differenzierungstypen (neben der *Grundausgabe/Allgemeinen Ausgabe* ist dies vor allem eine Ausgabe für [sprachlich] heterogene Lerngruppen, die häufig dann als sogenannte *Differenzierende Ausgabe* bezeichnet wird, und eine Ausgabe für Lerngruppen mit hohem Förderbedarf).

Die Forschungsdisziplin, aus der heraus ein Erkenntnisinteresse formuliert ist, stellt eine weitere Systematisierungsperspektive dar. Über Deutschbücher wird überwiegend aus deutschdidaktischer, fachwissenschaftlicher – hier vor allem linguistischer – oder bildungswissenschaftlicher Perspektive gearbeitet, wie noch im Weiteren ersichtlich wird.

Weinbrenner (1995) unterscheidet drei grundlegende Typen von Schulbuchforschung, nach denen auch die Deutschbuchforschung systematisiert werden kann: (1) die prozessorientierte, bei welcher der Entstehungs- und Vermarktungsprozess von Schulbüchern erforscht wird; (2) die produktorientierte, bei der das Wissen oder implizite Wissensordnungen, die in den Schulbüchern vermittelt werden (u. a. gewähltes Gliederungsprinzip, behandelte Themen, Aufgabenstrukturen), den Untersuchungsgegenstand bilden; (3) die nutzungs- und wirkungsorientierte Schulbuchforschung, bei welcher die Nutzung von Schulbüchern durch die Lehrenden und/oder SchülerInnen oder deren Wirkung auf Lernende (d. h.: ihren Lernerfolg, ihr Textverständnis, ihre Weltsicht etc.) untersucht wird.

Als weitere mögliche Kategorie zur Systematisierung des Forschungsfelds zu Deutschbüchern ist die verwendete Methodologie (z. B. Diskursanalyse, Grounded Theory) und Methodik (z. B. Inhaltsanalyse, Leitfadeninterviews) anzuführen, die in der Forschungsliteratur allerdings nicht immer reflektiert und/oder expliziert werden. Im Fall eines prozess- oder nutzungs-/wirkungsorientierten Ansatzes handelt es sich dann häufig um einen Erfahrungsbericht, im Fall einer produktorientierten Untersuchung um eine nicht näher gerahmte Inhaltsanalyse.

formationsträger gebraucht, die – lernendenseitig – für die Aneignung sowie Festigung bzw. – lehrendenseitig – für die Vermittlung von Wissen, das in den verschiedenen Bildungsabschnitten, auch in non-formalen bis hin zu informellen Bildungskontexten, als lehr- und/oder lernrelevant gilt, verwendet werden können und für diesen Zweck konzipiert wurden, daher auch meist eine didaktische Strukturierung aufweisen. *Lehr-(und)Lernmittel* betont im Unterschied zu *Bildungsmedien* die Nutzungsperspektive der Lehrenden und Lernenden (vgl. ausführlicher Ott 2017, S. 32 f.). Nur eine partielle Schnittmenge haben *Lehr-Lernmittel* und *Bildungsmedien* allerdings, wenn unter *Lehrmittel* jedwedes Hilfsmittel für die Unterrichtsgestaltung durch Lehrende verstanden wird, d. h. auch Tafelkreide, unabhängig davon, ob das so bezeichnete Lehrmittel Wissensträger ist.

2. Forschungsabriss nach Schulbuchtypen

2.1 Fibel- und Lesebuchforschung

Einen Fokus auf Fibel und Lehr-Lernkonzepte des Leselernunterrichts bis zur Jahrtausendwende legen die historisch ausgerichteten Beiträge in Grömminger (2002). Die jüngere Gegenwart umfasst Noacks (2015) Forschungsüberblick über die Geschichte des Lesen- und Schreibenlernens in Deutschland.

Eine dezidiert deutschdidaktische Forschungsperspektive auf die Geschichte des Lese(lern)buchs nehmen die Beiträge von Helmers (1970), Marenbach (1980) und Schober (z. B. 2003[a] und 2003[b]) ein. Zur Theorie des Lesebuchs sowie zu Nutzungsanforderungen an dieses ist die rege Publikationstätigkeit von Ehlers besonders hervorzuheben (vgl. u. a. Ehlers 2003, [Hg.] 2003, 2010, Dawidowski/Ehlers 2013). Ein literaturdidaktischer und -historischer Fokus ist hinsichtlich der Textkanonfrage im Lesebuch auszumachen (vgl. u. a. Korte/Rauch 2005, Korte/Zimmer 2006, Dawidowski/Korte 2009).

Neben diesen primär didaktischen Zugriffen liegt eine Fülle an bildungshistorischen Arbeiten zur Fibel und zum Lesebuch vor, darunter umfassende Darstellungen zur deutschen Fibelforschung (vgl. z. B. Teistler 2009) sowie diverse Aspektuntersuchungen und Strukturanalysen, zum Beispiel Stürmer (2014) zu Kindheitskonzepten in SBZ-/DDR-Fibel oder Heinze (2011) zum preußischen Volksschullesebuch als politisches Steuerungsmittel. Vorangetrieben wird die interdisziplinäre und länderübergreifende Fibelforschung von der »Interessengemeinschaft Fibel« innerhalb der *Internationalen Gesellschaft für Schulbuch- und Bildungsmedienforschung e.V. (IGSBI)*.

2.2 Sprachbuchforschung

Das Sprachbuch für den Muttersprachunterricht Deutsch kann nicht mit vergleichbar umfassender Forschung aufwarten. Reuschling (1981 und 1987) hat erhellende Einsichten in die Geschichte des Sprachbuchs im 20. Jahrhundert gegeben, Khadjehzadeh (2002) führt diese Geschichtsschreibung für die Sekundarstufe I fort mit einem zeitlichen Schwerpunkt auf dem letzten Drittel des 20. Jahrhundert und einem analytischen Schwerpunkt auf der Vermittlung von Sprachreflexionskompetenz (vgl. zur Geschichte und zu Typen des Sprachbuchs außerdem grundlegend Helmers 1972, Lesch 2003, Pfaff 2006). Die genannten Untersuchungen haben einen didaktischen Fokus.

Einen texttypologischen Beitrag u. a. zu Aufgabenstellungen im Sprachbuch hat Müller (2005) vorgelegt. Von der intensiven Diskussion der 1970er Jahre um Sprachbuchkonzepte und -inhalte innerdidaktisch sowie zwischen Didaktik und Linguistik einmal abgesehen sind darüber hinaus Einzeluntersuchungen zu nennen, meist zu grammatischen Phänomenen und ihrer Vermittlung (vgl. z. B.

Gehrig 2014, Ossner 2007) oder auch mit lerntheoretischer Akzentuierung zur Subjektorientierung in Sprachbüchern (vgl. Köpke 1999). Das Sprachbuch oder die Sprachbetrachtungskapitel in kombinierten Sprach- und Lesebüchern dient bzw. dienen häufiger eher der additiven Überprüfung, wie zuvor diskutierte didaktische Konzepte oder fachwissenschaftliche Inhalte unterrichtlich umgesetzt sind oder welchen unterrichtlichen Stellenwert sie haben (dass eine Theorie-Praxis-Differenz zwischen dem, was im Schulbuch zu finden ist, und dem, was unterrichtlich relevant wird, bestehen mag, bleibt hier bisweilen unberücksichtigt).

2.3 Integratives Deutschbuch

Neben dem Lesebuch und dem Sprachbuch ist das integrative Deutschbuch als dritter großer und heute dominanter Deutschbuchtypus zu nennen, das Sprach- und Lesebuchanteile kombiniert und Lerngelegenheiten zur sprachlichen, literarischen und medialen Bildung, zur Förderung von Lesekompetenz sowie von fachbezogener Methodenkompetenz auf sich vereint (vgl. Ott 2019). Die Unterscheidung in Sprachbuch bzw. Lesebuch auf der einen und integratives Deutschbuch auf der anderen Seite spielt in der neueren Forschung allerdings keine entscheidende Rolle; Sprach- oder Lesebuchanteile integrativer Lehrwerke werden in Sprachbuch- oder Lesebuch-Untersuchungen schlicht einbezogen, wo sie vergleichsweise leicht als solche zu identifizieren sind (vgl. z.B. Gehrig 2014, Ott 2017).

Forschung zu integrativen Deutschbüchern, welche deren Integrativitätskonzepte zum Gegenstand hat, ist hingegen nur rudimentär entwickelt (vgl. z.B. Bremerich-Vos 2003, Fingerhut 2003). Für die Mediendidaktik, deren Anliegen bislang aus der deutschdidaktischen Schulbuchforschung beinahe gänzlich ausgeklammert blieben, bergen integrative Lehrwerke besonderes Potenzial, einer integrierten medialen Bildung gerecht zu werden (vgl. Marci-Boehncke 2003, S. 141 f.). Untersuchungen neuerer Lehrwerke hätten dies zu überprüfen (vgl. in Ansätzen Marci-Boehncke 2010; vgl. i. B. zur Einbindung von Bildern/zu Text-Bild-Beziehungen Radvan 2012, Rehfeld 2013, Kist 2017).

3. Kriteriengestützte Analyse von Deutschbüchern

Verschiedentlich wurden Vorschläge unterbreitet, welche Fragen oder Kriterien zur Analyse von Deutschbüchern heranzuziehen sind. Zum Schulbuch im Allgemeinen sowie dem Sprachbuch, dem Lesebuch und – undifferenzierter: – dem Deutschbuch im Besonderen liegen zahlreiche Kriterienkataloge (auch: *Raster*, *Leitfaden*) zur Analyse und/oder Bewertung vor:

- zur Fibel z. B. Conrady (1995);
- zum Lesebuch z. B. Ehlers (2003), Hübener (2015);
- zum Sprachbuch z. B. Khadjehzadeh (2002), dort auch weitere Modelle; außerdem Pfaff (2006), Hoppe (2015), Hlebec (2018);
- zu Lehr-Lernmitteln für den (Fremd-)Sprachenunterricht z. B. Lasnier et al. (2000);
- fächerübergreifend z. B. Fey/Matthes (2017) und Metz et al. (2012).

Die in Ott (2019) vorgeschlagenen und beispielhaft operationalisierten Analyse-dimensionen (1) Konzeption, (2) Zielorientierung, (3) Lernprogression, (4) Differenzierung, (5) Anwendungsorientierung und (6) Schülerorientierung wurden in Auseinandersetzung mit diesen bestehenden Katalogen sowie mit der neuesten Generation kombinierter Lese- und Sprachbücher entwickelt.

- Die genannten sowie weitere Kataloge lassen sich u. a. unterscheiden
- in Vollkataloge und Aspektkataloge, je nachdem, ob sie den Anspruch haben, ein Schulbuch vollumfassend zu untersuchen oder lediglich hinsichtlich spezifischer Aspekte (z. B. thematische, methodische);
 - in fächerübergreifende und fachspezifische Kataloge;
 - nach ihrer Zielsetzung, z. B. als Bewertungsinstrument zur unmittelbaren Handlungsableitung (z. B. die Entscheidung für oder gegen die Anschaffung des Schulbuchs) im Unterschied zur wissenschaftlich-hermeneutischen Analyse, die auf die Schulbuchentwicklung ggfs. optimierend zurückwirken möchte;
 - nach ihrer Struktur, z. B. Kataloge mit geschlossenen vs. offenen Fragen, Punktesystematik/Merkmalabfrage vs. Analyseleitfragen;
 - nach ihrer Zielgruppe, z. B. Wissenschaft, SchulbuchgutachterInnen, Lehrkräfte, selten: SchülerInnen und Eltern.

Je nach Nutzungsgruppe sind unterschiedliche Bewertungs- und damit Analysekriterien an Deutschbücher anzulegen: Während Lehrkräfte sich besonders für das didaktische Konzept und seine methodische Ausführung interessieren, sind für Eltern beispielsweise das (möglichst leichte) Gewicht des Buchs und Möglichkeiten für das selbständige Üben – auch im Medienverbund – Gütekriterien. SchülerInnen fallen wiederum unzeitgemäße und nicht-authentische Inhalte negativ auf (z. B. wenn veraltete Handymodelle abgebildet oder künstlich konstruierte jugendsprachliche Texte aufgenommen sind).

Zu detaillierte Kriterienkataloge sind für Lehrkräfte, die sich einen möglichst raschen Überblick über die Qualität oder Passung eines neuen Lehrwerks verschaffen möchten, nicht handhabbar. Knappe Kataloge mit groben Analyse-kategorien sind wiederum oftmals nicht gut anwendbar (z. B.: *Welcher Konzeption folgt das Schulbuch?*), weil nicht klar ist, wie abstrakte Begriffe für die Analyse

operationalisiert werden können (im Beispiel: *Konzeption*).² Geschlossene Fragen ermöglichen ein schnelleres Abarbeiten eines Katalogs, allerdings ist das Vorhandensein eines Merkmals nicht automatisch als Pluspunkt für ein Schulbuch zu werten; es ist prinzipiell zu hinterfragen, ob schematische Merkmalsabfragen (nach dem Prinzip: *Kriterium x vorhanden/nicht vorhanden?*) sowie starre Punktesysteme (überspitzt: *Vorhandensein von eigenständigem Systemteil z. B. in Form von Methoden- und Grundwissenseiten? Ja: 5 Punkte, Nein: 0*) den Lehrwerkskonzepten adäquat Rechnung tragen. So machen beispielsweise unterschiedliche didaktische Konzeptionen unterschiedliche Bewertungsmaßstäbe oder zumindest eine unterschiedliche Einordnung von Merkmalen notwendig.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht den *einen* Kriterienkatalog geben, der zu jeder Bedürfnislage passt.³ Daher ist es wenig verwunderlich, dass sich kein festes, anerkanntes Kriterienraster für Deutschbuchanalysen etablieren konnte.

4. Im Fokus: Typen und Methodik der Schulbuchforschung im Fach Deutsch

Die Forschungsaktivitäten rund um das Deutschbuch lassen sich mehrheitlich dem Typus der produktorientierten Schulbuchforschung zuordnen. Als zentraler methodischer Zugriff produktorientierter Schulbuchanalysen sind Inhaltsanalysen auszumachen (häufig: Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring). Teilweise wird der Entstehungszusammenhang von Schulbüchern mit in die Analysen einbezogen, beispielsweise indem die Ergebnisse der Schulbuchanalyse in den gesellschaftlichen Kontext oder in pädagogisch dominante Diskurse eingeordnet werden (vgl. z. B. Dannecker 2009).

4.1 Produktorientierte Forschung

Zu didaktisch-methodischen sowie disziplingeschichtlichen produktorientierten Untersuchungen treten solche, die gesellschaftlich bedeutsame Wissensbestände fokussieren, im Besonderen den Umgang mit Diversität und hier wiederum vornehmlich die in Deutschbüchern vermittelten Geschlechterbilder und

² Anregungen zur Operationalisierung der Analysedimension *Konzeption* stehen z. B. bei Ott (2019, S. 44 f.).

³ Die Analysedimensionen in Ott (2019) bilden entsprechend auch keine feste Anzahl an Grobkriterien, sondern stellen eine mögliche Auswahl an zu untersuchenden Aspekten dar und sind prinzipiell erweiterbar. Zudem können diese Analysedimensionen auch durchaus abweichend zur »Checkliste Schulbuch« (Downloadmaterial zu Ott 2019) operationalisiert werden. Die »Checkliste Schulbuch« ist als Vorschlag zur unmittelbaren Anwendung der vorgeschlagenen Analysedimensionen zu verstehen.

Fremdheitskonstruktionen (vgl. an neuerer Literatur z.B. Dawidowski 2013, Schulte 2014, Müller 2017, Ott 2017), neuerdings häufiger die Thematisierung sprachlicher Diversität in Deutschland, sowohl innere als auch äußere Mehrsprachigkeit (vgl. z.B. Maitz/Foldenauer 2015, Ehlers 2013). Die laufende Diskussion um die Notwendigkeit und um mögliche Umsetzungsformen mehrsprachiger Deutschbücher wären in diesem Zusammenhang ebenfalls anzuführen (vgl. grundlegend Augschöll Blasbichler/Videsott/Wiater 2013) ebenso wie erste Sondierungen zu Potenzialen und Grenzen, Leichte Sprache für und in inklusive(n) Lehr-Lernmitteln, darunter Schulbücher, zu nutzen (vgl. Bock 2018).

4.2 Prozessorientierte Forschung

Insgesamt selten sind prozessorientierte Untersuchungen zum Entstehungs- und Vermarktungsprozess. Vereinzelt geben SchulbuchautorInnen oder -redakteurInnen Einblicke in ihre Erfahrungen (vgl. z. B. Menzel 2010). Vorschläge zu einer weniger einzelfallbezogenen, strukturellen Erforschung dieses Felds werden u. a. von Macgilchrist (2011) unterbreitet, die teilnehmende Beobachtungen von Autorentreffen durchführte,⁴ sowie in Ott (2017), wo der Umgang mit Geschlechterfragen in der Schulbucherstellung mittels qualitativer Interviews und einer ergänzenden Dokumentenanalyse zum Schriftverkehr zwischen Verlagsredaktion und Zulassungsstellen untersucht wird. Solche prozessorientierten Untersuchungen können aufzeigen, worin SchulbuchmacherInnen z.B. hinsichtlich der Umsetzung von neuen didaktischen Leitprinzipien (Beispiel: Implementierung der Kompetenzorientierung) regelmäßig Diskussionsbedarf sehen. Hier ließe sich eine bedarfsorientierte Forschung bzw. ein bedarfsorientierter Austausch zwischen SchulbuchmacherInnen und Wissenschaft anschließen.

4.3 Nutzungs- und wirkungsorientierte Forschung

Aufseiten der nutzungs- und wirkungsorientierten Schulbuchforschung ist in der jüngeren Vergangenheit ein erhöhtes deutschdidaktisches Engagement zu konstatieren (zu älteren Untersuchungen vgl. i.B. Killus 1998, Tebrügge 2001). Vornehmlich werden Befragungen unter Lehrkräften durchgeführt (v. a. in Form von Fragebögen oder Interviews), in welcher Weise diese das Deutschbuch unterrichtlich einbinden und welcher Stellenwert dem Deutschbuch in der Unter-

4 Die Methode wird zwar am Beispiel der Produktion eines Geschichtsbuchs vorgestellt, ist aber im Rahmen des vorliegenden Beitrags als innovativer Forschungsansatz mitaufgeführt, der sich zudem problemlos auf prozessorientierte Forschung zum Deutschbuch übertragen lässt.

richtspraxis de facto zukommt, wo doch eine steigende Zahl an kostenlosen digitalen Unterrichtsmaterialien zu verzeichnen ist. Die jüngere Nutzungsforschung stützt eine Einordnung des Schulbuchs als Leitmedium im Fach Deutsch teilweise: Eine Online-Befragung von 2013 unter knapp 900 Lehrkräften aus dem ganzen Bundesgebiet hat Schulbüchern im Fach Deutsch eine hochfrequente Nutzung bescheinigt (vgl. Neumann 2015, S. 117–121, vgl. dagegen Ballis/Hoppe/Metz 2014, S. 125). Für den gymnasialen Grammatikunterricht in Bayern bestätigte Gehrig (2014, S. 225–233) dem Deutschbuch der jüngeren Vergangenheit im Besonderen seinen regelmäßigen Einsatz. Eine Untersuchung unter 130 Sekundarstufenlehrkräften aus Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen legt hingegen nahe, dass Schulbücher im Literaturunterricht einen untergeordneten Stellenwert unter anderen Lehr-Lernmitteln, gerade im Vergleich zu lehrkrafteigenen Materialsammlungen, einnehmen und vor allem zur Unterrichtsvorbereitung, weniger aber zur Durchführung von Literaturunterricht herangezogen werden (Erhebung von 2009/10, vgl. Ballis/Gaebert 2011 und Ballis/Gaebert 2012). Die Erhebungen können allesamt keine Repräsentativität für sich beanspruchen, sie deuten aber auf eine nach Unterrichtsgegenstand, Schulart bzw. Lerngruppe, Kompetenzbereich und ggfs. sogar nach Einzelschultradition zu unterscheidende Nutzung des Deutschbuchs in der Praxis hin. Zu bedenken ist, dass Fragebogen- und Interviewerhebungen nur einen gefilterten Blick in die Nutzungspraxis gewähren, der durch Feldforschung – das heißt in diesem Fall v. a.: durch Unterrichtsbeobachtungen – und in Laborsituationen (insbesondere, wenn Detailfragen kontrolliert ermittelt werden sollen) (beispielhaft) zu überprüfen wäre.

Bausteine zur wirkungsorientierten Erforschung des Deutschbuchs liegen beispielsweise mit Kist (2017) vor, die ästhetische sowie funktionale (d. h. vor allem: textverständnisunterstützende und lese motivationale) Wirkungen von Bildern zu Erzähltexten erhob und SchulbuchmacherInnen Kriterien für einen reflektierteren Bildeinsatz vorschlägt. Wirkungsanalysen zum Deutschbuch bleiben allerdings weitgehend ein empirisches Defizit, das methodologisch bedingt ist. Zu untersuchen, inwiefern das Deutschbuch zum Lernerfolg beiträgt oder wo es diesen womöglich eher behindert, stellt forschungspraktisch schließlich eine große Herausforderung dar, denn Lernerfolg wird nicht ausschließlich oder primär vom Deutschbuch gesteuert; pauschale Aussagen zur Leistungsfähigkeit von einzelnen Schulbüchern sind zudem deswegen schwierig, weil sich Lehrkräfte am im Schulbuch vorgeschlagenen Lehr-Lernarrangement unterschiedlich eng orientieren. Ähnliches gilt für die sozialisatorische Wirkung von Schulbuchwissen auf SchülerInnen. Immerhin in Bezug auf die produktorientierte und die Nutzungsforschung sowie in Teilen für die prozessorientierte Schulbuchforschung konnte sich im Vergleich ein tragfähiges, wenn auch weiterhin ausbaufähiges Methodeninventar etablieren (vgl. auch den interdisziplinären Methodenband von Knecht et al. 2014).

5. Neuere Entwicklungen und (weitere) Entwicklungsfelder

5.1 Linguistische Schulbuchforschung/Schulbuchbezogene Linguistik

Nach dem »Über«-Engagement der Linguistik auf dem Gebiet des Deutschunterrichts Anfang der 1970er Jahre und der seither lange Zeit geübten linguistischen Zurückhaltung in Unterrichtsfragen (vgl. aber i.B. Stötzel 1982) ist in Kiesendahl/Ott (2015) und Ott/Heinz/Kiesendahl (2015) der neue Versuch einer dezidiert linguistischen Schulbuchforschung dokumentiert, die vor allem (aber nicht ausschließlich) sprachunterrichtliche Inhalte zum Gegenstand hat, wie z. B. sprachgeschichtliches Wissen oder Sprachideologien im Deutschbuch. Auch die jüngsten Forschungsaktivitäten zu Visualisierungen im Schulbuch, die durch die Etablierung der Teildisziplin der Bildlinguistik befördert wurden, können als Ausdruck dieses wiederentdeckten Interesses der Sprachwissenschaft am Schul- bzw. Deutschbuch eingeordnet werden (vgl. Gretsche 2016, Rödel 2019; vgl. ähnlich in Bezug auf akademische Lehrbücher die Potenzialanalyse von Pflaeging 2015 zu Visualisierungen in der Vermittlung linguistischen Wissens).

Peyer mahnt in diesem Kontext aus didaktischer Warte an, dass das Deutschbuch nicht als reiner Informationsvermittler zu beforschen ist, sondern »als Text in Funktion, als Element im Lernprozess« (2015, S. 333). Das Schulbuch sei Bestandteil eines komplexen unterrichtlichen Text- und Sinnzusammenhangs, der auf sehr unterschiedliche Weise konstituiert werde:

»schriftlich im Schulbuch, an der Wandtafel, in Schülerheften und -notizen, mündlich in monologischen Beiträgen von Lehrperson und Lernenden, in Gesprächen aller Art inkl. Nebenkommunikation [...] und mit unbeschränkt vielen Links zu Erfahrungen, Vorwissen, subjektiven Theorien und Assoziationen.« (Peyer 2015, S. 334)

Sinnzusammenhänge erschließen sich außerdem erst unter Einbezug des Medienverbands, in dem ein Schulbuch steht (vgl. Peyer 2015, S. 334), z. B. durch entsprechende Nutzungshinweise oder ergänzende fachwissenschaftliche Erläuterungen im Lehrerband. Daher sollte jede fachwissenschaftliche Bewertung von Schulbüchern die ihnen zugrundeliegenden didaktischen Entscheidungen berücksichtigen. Nicht immer aber werden solche Entscheidungsprozesse den RezipientInnen und ForscherInnen so transparent genug gemacht, dass dies möglich wäre.

Als gemeinsames Entwicklungsfeld von Deutschdidaktik, Linguistik sowie Bildungs(medien)forschung ist die Verständlichkeit von Schulbüchern, auch vor dem Hintergrund der anhaltenden Diskussion um Bildungssprache, anzuführen (vgl. u. a. Fey/Matthes 2015, S. 320). Zybatows Ausführungen zum topologischen Vorfeld als potenziellen Stolperstein für das Verständnis von Sachtexten liefern beispielsweise erhellende Einsichten, wie sich Linguistik und Schulbuchforschung auf dem Feld der Textverständlichkeit gewinnbringend zusammenführen

ließen (vgl. Zybatow 2015), Herfellner (2015) diskutiert den Einfluss komplexer Attributstrukturen auf das Textverständnis von SchülerInnen.

5.2 Aufgabenkultur und Kompetenzorientierung

Einen forcierten deutschdidaktischen Forschungsgegenstand stellt die Aufgabenkultur im Deutschbuch und in weiteren Lehr-Lernmitteln dar (vgl. die Beiträge in Ballis/Peyer 2012; eine Zusammenstellung von aktuell diskutierten Analysedimensionen für Aufgabenstellungen findet sich in Ott 2019, S. 33). Forschungsvorhaben können u. a. auf Ehlers detaillierte Vorarbeiten zu Aufgabentypen und ihren Funktionen im Lesebuch zurückgreifen sowie auf Ulrichs Systematik von Aufgabenstellungen im Sprachbuch (vgl. Ehlers 2003, Ulrich 1996). Als Schwerpunkt der Aufgabenforschung zum Deutschbuch sind seit PISA die Fragen hinzugekommen, wie mittels der im Schulbuch angebotenen Aufgaben kompetenzorientierter Deutschunterricht umgesetzt werden soll und welches Verständnis von Kompetenzorientierung den Lehrwerken zugrunde liegt. Köster (2016, S. 14) weist in ihrer Monographie zu Aufgaben im Deutschunterricht auf einen grundsätzlichen Wandel von Deutschbüchern zu »Arbeitsbücher[n] zum Kompetenzerwerb« hin. Dem Deutschbuch kommt – so lässt sich Kösters entsprechend kontextualisierter Hinweis deuten – in seiner Konzeption als Arbeitsbuch eine bzw. die zentrale Funktion im kompetenzorientierten Unterricht zu. Die Aufgaben folgen spezifischen Auswahl- und Anordnungsprinzipien (z. B. vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Besonderen zum Allgemeinen, von der Rekonstruktion zur Bewertung), Kompetenzerwerbsprozesse sind sehr detailliert strukturiert. Inwiefern das Deutschbuch zum Kompetenzauf- und -ausbau (potenziell) beitragen kann, gilt es, zu untersuchen. Zum literarischen Lernen, zu Erzählkompetenz sowie zu Grammatikkompetenzen liegen bereits entsprechende Untersuchungen vor (vgl. Fingerhut 2010, Schmellentin 2012, Ehlers 2014). Mit Hlebec (2018) liegt die neueste Untersuchung zu Lernaufgaben in Sprachbüchern vor, in deren Zug ein elaboriertes grammatikdidaktisches Aufgabenanalysemodell vorgestellt wird, das ausgehend von Bedingungen fach- und domänenspezifischer Lernprozesse entwickelt wurde und sich hierin von den meisten bestehenden Analysemodellen unterscheidet.

5.3 Digitalisierung

Bis dato hat die Digitalisierung noch zu keiner grundlegenden konzeptionellen Veränderung des Deutschbuchs geführt. Da Schulbuchforschung mehrheitlich produktorientiert erfolgt, ist hierin auch der wesentliche Faktor zu sehen, dass Forschungsaktivitäten zum digitalen Deutschbuch kaum (vgl. fächerübergreifend

Bock/Probst 2018) zu konstatieren sind.⁵ Es fehlen aber auch darüber hinaus Sichtungen internationaler Forschungsliteratur sowie anderer nationaler Märkte zu bereits umgesetzten Innovationen im Muttersprachunterricht im Kontext von Digitalisierung ebenso wie Studien unter hiesigen Bildungsmedienvorlagen zu geplanten Innovationen.⁶ Davon ausgehend ließen sich prospektiv ausgerichtete Reflexionen für den deutschen Schulbuchmarkt anstellen, in deren Zusammenhang insbesondere die didaktische Innovativität erwartbarer Entwicklungen diskutiert und somit im Vorfeld eine Markteinführung begleitet werden könnte (vgl. ferner zu Methoden der sog. Zukunftsforschung im Bildungsmedienbereich Ebner/Schön 2012). Anstelle eines Forschungsabrisses kann hier somit lediglich eine knappe Marktsichtung erfolgen und auf mögliche Implikationen für weitere Forschung hingewiesen werden.

Digitale Schulbücher für den Muttersprachunterricht Deutsch waren bislang wenig mehr als die digitale PDF-Version des Print-Buchs, in der Lehrkräfte und/oder SchülerInnen ggfs. noch Markierungen vornehmen und Notizen anfügen konnten. Neueste Produkte gehen darüber hinaus: Erweiterungen gegenüber der bisherigen eBook-Generation bestehen beispielsweise darin, dass Theaterszenen oder Gedichtvertonungen als Video eingebunden sowie Erklärvideos zu Aufsatzarten oder literarischen Epochen in den Kapiteln und zu einzelnen Aufgaben hinterlegt sind, Korrekturaufgaben können direkt im digitalen Schulbuch durchgeführt werden, Hilfestellungen ein- und ausgeklappt werden. Im Unterschied zu Apps, über die seiten- bis hin zu aufgabengenau die Inhalte des Deutschbuchs erweitert werden (z. B. in Form von Erklärfilmen, die über die App aufrufbar sind), erfolgt die multimediale Erweiterung im Schulbuch jüngster Prägung⁷ innerhalb ein und desselben Texts/Textverbunds – das neue digitale Schulbuch integriert Erklärvideos, Hörproben, Übungen aus dem dazugehörigen Arbeitsheft, d. h. auch: Das Print-Buch geht in der multimedialen Lehr-Lern-Umgebung auf, der Übergang vom Schulbuch zum Lernportal ist fließend. Ob und inwiefern sich hierdurch das Lernen (und Lehren) (grundlegend) verändert, welche Formen der Interaktivität diese mediale Umgebung für SchülerInnen mit welchem Mehrwert bietet, gilt es allerdings noch theoretisch zu begleiten und

5 Auf der thematisch einschlägigen 33. Jahrestagung der AG Medien im Symposium Deutschdidaktik zu »Digitalisierung – Digitalität – Fachlichkeit. Gegenwart und Zukunft des Lernens im Deutschunterricht« (22.–23.06.2018, LMU München) befasste sich beispielsweise kein Vortrag mit dem Deutschbuch.

6 Angesichts der Konkurrenzsituation, in der sich Bildungsmedienvorlagen befinden, geben diese allerdings nur sehr zurückhaltend Auskunft über geplante Innovationen und digitale Positionierungsstrategien.

7 Bis zum Erscheinen dieses Aufsatzes wird beispielsweise das *mBook* aus dem Cornelsen Verlag für das Fach Deutsch voraussichtlich marktreif sein, das sich im Schuljahr 2018/19 und damit zum Zeitpunkt der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes noch in der Erprobungsphase befindet.

ggfs. auch zu modellieren sowie praktisch zu untersuchen (vgl. kritisch zum Interaktivitätspostulat in Bezug auf digitale Schulbücher sowie zu ihrem Subjektivationspotenzial Macgilchrist 2012).

Diese Schulbücher, bei denen Inhalte zu- oder weggeschaltet werden können, weisen einen höheren Grad an Adaptivität auf, als es bislang sowohl im Print-Schulbuch als auch digitalen Schulbuch üblich oder möglich war. Doch hier ist das Potenzial noch lange nicht ausgeschöpft. An Dimensionen von Adaptivität lassen sich in Anlehnung an Wedenig (2018, S. 78) beispielsweise annehmen: Komplexitätsoptionen (Schwierigkeitsstufen, Umfang von Lösungshilfen), Übungs- und Wiederholungsangebote (Anpassung der Übungen, Anpassung der Lernwege), Aufgabenanpassung (Anpassung der Aufgabeninhalte, Festlegen verschiedener Bearbeitungszeiten), Anpassungssteuerung (System passt z.B. algorithmusbasiert eigenständig an, System macht Vorschläge der Anpassung an Lehrende oder Lernende).

Das Gros digitaler Innovationen im Bildungsmedienbereich erfolgte in den letzten Jahren nicht am Schulbuch, sondern im Bereich der Kranzprodukte bzw. der erweiterten Lernumgebung, in der das Schulbuch einen bzw. den zentralen Baustein darstellt, auf den weitere Materialien ausgerichtet sind. So investierten Bildungsmedienverlage in die Konzeption und Vermarktung von verlagseigenen Lernportalen (z.B. *kapiert.de*, *LernCoachies.de*) und von Online-Unterrichtsplattformen (z.B. *BiBox*, *scook*, *Digitaler Unterrichtsassistent pro*). Lernportale sind insofern von Unterrichtsplattformen zu unterscheiden, als erstere vor allem SchülerInnen (und Eltern) zusätzliche Übungsangebote für das außerunterrichtliche Lernen (z.B. Aufsatztraining, Rechtschreibtraining) anbieten, die entweder seitengenau zu Schulbuchinhalten konzipiert sind oder auch schulbuchunabhängig kompetenzbezogen oder thematisch genutzt werden können. Die Unterrichtsplattformen sind dagegen als digitaler Arbeitsplatz und Unterrichtsmanagementsystem für Lehrkräfte zu einem Schulbuch entwickelt worden, die der Unterrichtsvorbereitung und -durchführung dienen. Auf den Unterrichtsplattformen sind den Schulbuchseiten Hinweise aus dem Lehrerband und Zusatzmaterialien, wie Arbeitsblätter oder Hörtexte, unmittelbar zugeordnet; meist ist ein Einsatz im Unterricht (via Beamer/am Whiteboard) des in der Plattform digital verfügbaren und partiell bearbeitbaren Schulbuchs möglich. Manche Plattformen beziehen die Lernenden insofern mit ein, dass auf ihnen ein Arbeitsbereich für diese Gruppe eingerichtet werden kann, in dem mindestens die eBook-Version des Schulbuchs zugänglich ist.

Diese Angebotslage berücksichtigend, darf digitalen Lernportalen am ehesten das Potenzial zugesprochen werden, Schulbücher in der heutigen Form zu ersetzen, weil sie dem leitenden Gedanken des selbstgesteuerten Lernens, das individuelle Lernwege eröffnet, flexibler Rechnung tragen können als ein Print-Buch oder ein digitales Schulbuch, das den Medienregeln des Buchdrucks mehrheitlich verpflichtet bleibt (z.B. indem es an der Doppelseitenstruktur festhält). Ein Lernportal kann die dargebotenen Lerngegenstände adaptiv ein-

binden, Lektüren beispielsweise partiell bis vollumfänglich zugänglich machen (mit jeweils unterschiedlich umfangreichen Aufgabenstellungen), den Jahrgangsstoff in unterschiedlichen Gliederungsformen – nach Lerninhalten, Themen, Kompetenzen – darbieten etc. Sind Lernportale schulbuchbasiert, d. h. sind ihre Angebote vom Schulbuch her gedacht, dann ist nicht von einer Ersetzung des Schulbuchs zu sprechen, sondern einer Weiterentwicklung zum einmal mehr flexibilisierten Lernmedium (vgl. auch Fischer 2013), und zwar vornehmlich hinsichtlich der Methodisierung des Lernens.

Das Schulbuch ist in Deutschland traditionell ein kommerzielles Produkt. Es wird von Bildungsmedienverlagen zusammen mit den HerausgeberInnen konzipiert, im Zusammenspiel aus Verlag und AutorInnen team erstellt und Lehrkräften (und SchülerInnen) zum Kauf angeboten. Diese Produktlogik verliert angesichts digitaler Produktions- und Distributionsmöglichkeiten an Exklusivität, Bildungsmedienverlage werden zu einer lässlichen Instanz: Zum einen ist es angesichts einfach zu bedienender Templates (z. B. über die Software *iBooks Author*) und zugänglichen Vertriebsplattformen (z. B. den *Book Store* in *Apple Books* oder *iTunes U* speziell für Lehr-Lernmaterialien) leicht geworden, als Einzelperson Bücher zu erstellen und (kostenpflichtig oder auch kostenfrei) zu verbreiten.⁸

Doch auch gänzlich ohne dass Akteure mit kommerziellen Interessen eingebunden sind, drängen Schulbücher derzeit auf den Markt, und zwar als dezidiert kostenfreie Angebote: Denn zum anderen haben Open Educational Resources (OER) inzwischen das Format Schulbuch erfasst. Noch gibt es zwar keine OER-Deutschbücher,⁹ immerhin allerdings bereits ein *OER Bio-Schulbuch* von Schulbuch-O-Mat; auch Ansätze für ein (österreichisches) OER-Informatikbuch sind vorhanden (vgl. Grandl 2017). Es handelt sich bei OER-Schulbüchern um digitale Ressourcen, in die multimediale Inhalte eingebunden werden können. OER-Schulbücher erlauben kurzfristige Anpassungen der Inhalte und den NutzerInnen mehr Mitsprache bzw. erheben den Partizipationsgedanken zum Prinzip: NutzerInnen – nicht nur Lehrende, sondern auch Lernende! – können das Buch stetig kommentieren oder werden zur Überarbeitung ganzer Kapitel eingeladen. Prinzipiell können SchülerInnen an der Erstellung von Inhalten mitwirken, OER-Schulbücher erlauben insofern ›echte‹ Interaktivität im Verständnis von Macgilchrist (2012, S. 195). Der Grad und die realisierten Dimensionen

8 Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, dass manche solchermaßen erstellten Produkte nur mit spezifischer Hard- und Software nutzbar sind und beispielsweise die Anschaffung von iPads erforderlich machen würden. Auch die restriktiven Lizenzbestimmungen, die an Produkte gebunden sind, die mit kostenfreier oder zumindest sehr kostengünstiger Publishingsoftware erstellt wurden, sind mindestens kritikwürdig.

9 OER-Deutschbuch meint, dass ein Deutschbuch als Open Educational Resource (wörtlich: offene Bildungsressource) kostenlos, offen lizenziert und für verschiedene Endgeräte und Betriebssysteme lesbar zur Verfügung gestellt wird.

von Adaptivität eines OER-Schulbuchs hängen wiederum u. a. davon ab, welche technisch-medialen Systemvoraussetzungen gewählt werden (zur Auswahl stehen u. a.: Schulbuch als App, Browser-basiertes Schulbuch).

Die ›Weisheit der Vielen‹ soll die Qualität eines OER-Produkts sicherstellen. Gerade diese ist jedoch bei OER stets ein Diskussionspunkt, so dass Länder wie Norwegen OER-Schulbücher unter staatlicher Federführung erstellen lassen. Zu klären ist bei einem offen kollaborativ erstellten OER-Schulbuch, ob – angesichts der Zulassungspflicht, die hierzulande in den meisten Bundesländern für Schulbücher gilt, wenngleich zunehmend liberaler gehandhabt wird (vgl. z. B. Ott 2017, S. 345 f.) – ein Prüfverfahrensmodus gefunden wird, der mit dem OER-eigenen Prinzip der flexiblen Veränderbarkeit von Schulbuchinhalten zusammengeht und eine tatsächliche Qualitätskontrolle leistet (zu Lösungsansätzen vgl. Schön u. a. 2017). Unabhängig von diesen verfahrensrechtlichen Diskussionen darf gefragt werden: Warum sollte die Initiative für ein OER-Deutschbuch nicht von der Fachdidaktik Deutsch ausgehen? Vorhandene Kriterienkataloge für die Analyse von Schulbüchern (s. Abschnitt 3), die u. a. didaktische Anforderungen diskutieren, könnten ebenso gewinnbringend für deren Konzeption genutzt werden. Insbesondere Fragen der Lernprogression, Differenzierung und Schülerorientierung können im flexibleren digitalen Medium vielleicht nicht grundlegend neu, aber doch lehr- und lernprozessverändernd diskutiert werden.

6. Schluss

Dieser Abriss zeigt Schwerpunkte und Leerstellen der Schulbuchforschung im bzw. zum Fach Deutsch auf. Er konzentriert sich dabei auf das Deutschbuch für den Muttersprachunterricht, bei einer Erweiterung zu Bildungsmedien für den Deutschunterricht wären entsprechend weitere Forschungsbeiträge anzuführen. In dieser Fokussierung will der vorliegende Beitrag zu einer intensiveren deutschdidaktischen Auseinandersetzung mit dem Deutschbuch als weiterhin zentralem Lehr-Lernmittel des Deutschunterrichts – bevorzugt im Kontext der Medienverbünde, in denen Schulbücher stehen – ermutigen. Primäres Anliegen des Beitrags ist, die bisherigen vielfältigen Forschungsaktivitäten sichtbar zu machen. Um diese wie nachfolgende Forschungsergebnisse aber auch an Lehrkräfte, Verlage und Autorenteam zu vermitteln zu können oder um gemeinsame Untersuchungsvorhaben zu entwickeln, braucht es Räume des kontinuierlichen Austauschs, die aktuell noch fehlen. Hier besteht ein dringender Handlungsbedarf, damit Schulbuchforschung nicht vornehmlich Defizitforschung ist bzw. bleibt. Der Fachdidaktik Deutsch kommt hierbei als fachspezifischer Vermittlungswissenschaft eine Schlüsselrolle zu, die es noch engagierter anzunehmen gilt und welche die Einbringung in die Entwicklung neuer Schulbuchgenerationen explizit einschließt.

Literatur

- Augschöll Blasbichler, Annemarie/Videsott, Gerda/Wiater, Werner (Hgg.): Mehrsprachigkeit und Schulbuch. Bad Heilbrunn 2013.
- Ballis, Anja/Gaebert, Désirée-Kathrin: Aufgabenformate im Literaturunterricht. Ergebnisse einer Fragebogenerhebung unter Lehrkräften in der Sekundarstufe I. In: Matthes, Eva/Schütze, Sylvia (Hgg.): Aufgaben in Unterrichtswerken. Bad Heilbrunn 2011, S. 223–234.
- Ballis, Anja/Gaebert, Désirée-Kathrin: Lehr- und Lernmedien als Kristallisationspunkte der Literaturdidaktik. Ergebnisse einer Interviewstudie. In: Ballis, Anja/Peyer, Ann (Hgg.): Lernmedien und Lernaufgaben im Deutschunterricht. Konzeptionen und Analysen. Bad Heilbrunn 2012, S. 135–150.
- Ballis, Anja/Hoppe, Henriette/Metz, Kerstin: Schulbuch in Schülerhand. Eine empirische Studie zur Nutzung des Deutschbuchs in der Sekundarstufe I. In: Wrobel, Dieter/Müller, Astrid (Hgg.): Bildungsmedien für den Deutschunterricht. Vielfalt – Entwicklungen – Herausforderungen. Bad Heilbrunn 2014, S. 115–128.
- Ballis, Anja/Peyer, Ann (Hgg.): Lernmedien und Lernaufgaben im Deutschunterricht. Konzeptionen und Analysen. Bad Heilbrunn 2012.
- Bock, Annekatrin/Probst, Larissa: [Dossier] Digitales Lehren und Lernen. Wissenschaftliche Begleitforschung zur Einführung mobiler Endgeräte in Niedersächsischen Schulklassen der Sek I/Level 2 ISCED. Braunschweig 2018. <http://repository.gei.de/handle/11428/285> (abgerufen am 02.01.2019).
- Bock, Bettina M.: Überlegungen zur (trans-)kulturellen Anschließbarkeit von »Leichter Sprache« und »inkluisiven« Lehrmaterialien – ein Vergleich. In: Feilke, Helmuth/Wieser, Dorothee (Hgg.): Kulturen des Deutschunterrichts – Kulturelles Lernen im Deutschunterricht. Stuttgart 2018, S. 113–138.
- von Brand, Tilman/Radvan, Florian (Hgg.): Handbuch Lehr- und Lernmittel für den Deutschunterricht. Bestandsaufnahmen, Analysen und didaktische Reflexionen. Seelze 2019.
- Bremerich-Vos, Albert: Nicht nur Lese- und nicht nur Sprachbuch – Anmerkungen zu einem integrativen Lehrwerk für die Sekundarstufe I. In Ehlers, Swantje (Hg.): Das Lesebuch. Zur Theorie und Praxis des Lesebuchs im Deutschunterricht. Baltmannsweiler 2003, S. 163–180.
- Conrad, Peter: Aspekte einer Fibelanalyse. In: Conrady, Peter/Rademacher, Gerd (Hgg.): Fibeln im Gespräch. Kriterien zur Analyse. Essen 1995, S. 106–111.
- Dannecker, Wiebke: Lesebuchkonzepte in Zeiten des Umbruchs. Der Einfluss bildungspolitischer Reformen auf die konzeptionelle Arbeit am Lesebuch in den 1920er Jahren und heute. In: Dawidowski, Christian/Korte, Hermann (Hgg.): Umbrüche, Literaturkanon und Literaturunterricht in Zeiten der Modernisierung: Die 1920er und 1960er Jahre. Vorträge des 3. Siegener Symposions zur literaturdidaktischen Forschung. Frankfurt a.M. 2009, S. 113–131.
- Dawidowski, Christian: Darstellungen des Fremden in Lesebüchern des 20. Jahrhunderts. Eine Typologie. In: Dawidowski, Christian/Ehlers, Swantje (Hgg.): Das Lesebuch als Bildungsmedium. Vorträge des Giessener Symposiums zur Lesebuchforschung. Frankfurt a.M. 2013, S. 99–122.

- Dawidowski, Christian/Ehlers, Swantje (Hgg.): Das Lesebuch als Bildungsmedium. Vorträge des Giessener Symposiums zur Lesebuchforschung. Frankfurt a.M. 2013.
- Dawidowski, Christian/Korte, Hermann (Hgg.): Umbrüche, Literaturkanon und Literaturunterricht in Zeiten der Modernisierung: Die 1920er und 1960er Jahre. Vorträge des 3. Siegener Symposiums zur literaturdidaktischen Forschung. Frankfurt a.M. 2009.
- Ebner, Martin/Schön, Sandra: Die Zukunft von Lern- und Lehrmaterialien: Entwicklungen, Initiativen, Vorhersagen. Norderstedt 2012.
- Ehlers, Swantje: Der Umgang mit dem Lesebuch. Baltmannsweiler 2003.
- Ehlers, Swantje: Das Lesebuch im Kontext von Mehrkulturalität und Mehrsprachigkeit. In: Augschöll Blasbichler, Annemarie/Videsott, Gerda/Wiater, Werner (Hgg.): Mehrsprachigkeit und Schulbuch. Bad Heilbrunn 2013, S. 64–84.
- Ehlers, Swantje: Erzählkompetenzen im Schulbuch für die Oberstufe. In: Wrobel, Dieter/Müller, Astrid (Hgg.): Bildungsmedien für den Deutschunterricht. Vielfalt – Entwicklungen – Herausforderungen. Bad Heilbrunn 2014, S. 215–228.
- Ehlers, Swantje (Hg.): Das Lesebuch. Zur Theorie und Praxis des Lesebuchs im Deutschunterricht. Baltmannsweiler 2003.
- Ehlers, Swantje (Hg.): Empirie und Schulbuch. Vorträge des Giessener Symposiums zur Leseforschung. Frankfurt a.M. 2010.
- Fey, Carl-Christian/Matthes, Eva: Germanistische Linguistik und Schulbuchforschung – Möglichkeiten der Kooperation. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 62/4 (2015), S. 316–322.
- Fey, Carl-Christian/Matthes, Eva (Hgg.): Das Augsburger Analyse- und Evaluationsraster für analoge und digitale Bildungsmedien (AAER). Grundlegung und Anwendungsbeispiele in interdisziplinärer Perspektive. Bad Heilbrunn 2017.
- Fingerhut, Karlheinz: Literarische Bildung unter den Bedingungen von Qualitätssicherung und Kompetenzerwerb in integrierten Lesebüchern für die Sekundarstufe I. In: Ehlers, Swantje (Hg.): Das Lesebuch. Zur Theorie und Praxis des Lesebuchs im Deutschunterricht. Baltmannsweiler 2003, S. 74–100.
- Fingerhut, Karlheinz: Aufgabenkultur im kompetenzorientierten Literaturunterricht. In: Rösch, Heidi (Hg.): Literarische Bildung im kompetenzorientierten Deutschunterricht. Freiburg i.Br. 2010, S. 215–228.
- Fischer, Christian: Lesebuch 2.0 – Skizze eines digitalen Lehrmediums für den Deutschunterricht. In: Dawidowski, Christian/Ehlers, Swantje (Hgg.): Das Lesebuch als Bildungsmedium. Vorträge des Giessener Symposiums zur Lesebuchforschung. Frankfurt a.M. 2013, S. 209–221.
- Gehrig, Anna: Wortarten. Ein Vergleich von Schulbuch und Grammatik. Baltmannsweiler 2014.
- Grandl, Maria: Das offene Informatikschulbuch. Offen lizenzierte Lehr- und Lernunterlagen für den (Einsatz im) Informatikunterricht. Norderstedt 2017. l3t.eu/oer/images/band13.pdf (abgerufen am 02.01.2019).
- Gretsch, Petra: Visualisierungen in der Sprachdidaktik. In: Gretsch, Petra/Holzäpfel, Lars (Hgg.): Lernen mit Visualisierungen. Erkenntnisse aus der Forschung und deren Implikationen für die Fachdidaktik. Münster, New York 2016, S. 21–62.
- Grömminger, Arnold (Hg.): Geschichte der Fibel. Frankfurt a.M. 2002.

- Hacker, Hartmut: Didaktische Funktionen des Mediums Schulbuch. In: Hacker, Hartmut (Hg.): Das Schulbuch. Funktion und Verwendung im Unterricht. Bad Heilbrunn 1980, S. 7–30.
- Heinze, Carsten: Das Schulbuch im Innovationsprozess. Bildungspolitische Steuerung, pädagogischer Anspruch, unterrichtspraktische Wirkungserwartungen. Bad Heilbrunn 2011.
- Helmers, Hermann: Geschichte des deutschen Lesebuches in Grundzügen. Stuttgart 1970.
- Helmers, Hermann: Didaktik der deutschen Sprache. Einführung in die Theorie der muttersprachlichen und literarischen Bildung. Stuttgart 1972.
- Herfellner, Sandra: Theorie und Praxis von Attributstrukturen in Schulbüchern. Eine fächerspezifische Analyse. Hamburg 2015.
- Herrmann, Bea: Vielfalt der Anforderungen. Zur Berücksichtigung von Heterogenität bei der Lehrwerksentwicklung. In: Aamotsbakken, Bente/Matthes, Eva/Schütze, Sylvia (Hgg.): Heterogenität und Bildungsmedien/Heterogeneity and Educational Media. Bad Heilbrunn 2017, S. 53–63.
- Hlebec, Hrvoje: Aufgabentheorie und grammatisches Lernen. Eine Untersuchung zu Merkmalen von Lernaufgaben für den Grammatikunterricht. Baltmannsweiler 2018.
- Hoppe, Henriette: Das Sprachbuch. In: Lange, Günter/Weinhold, Swantje (Hgg.): Grundlagen der Deutschdidaktik. Sprachdidaktik – Mediendidaktik – Literaturdidaktik. Baltmannsweiler 2015, S. 151–176.
- Hübener, Andrea: Das Lesebuch. In: Lange, Günter/Weinhold, Swantje (Hgg.): Grundlagen der Deutschdidaktik. Sprachdidaktik – Mediendidaktik – Literaturdidaktik. Baltmannsweiler 2015, S. 347–368.
- Khadjehzadeh, Mohammad Hossein: Sprachbuchwandel Ende des 20. Jahrhunderts. Didaktische Sprachreflexion und ihr Niederschlag in Sprachbüchern der Sekundarstufe I zwischen 1970 und 2000. Frankfurt a.M. 2002.
- Kiesendahl, Jana/Ott, Christine (Hgg.): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven. Göttingen 2015.
- Killus, Dagmar: Das Schulbuch im Deutschunterricht der Sekundarstufe I. Ergebnisse einer Umfrage unter Lehrern aus vier Bundesländern. Münster 1998.
- Kist, Magdalena: Visualisierungen in der Literaturdidaktik. Präferenzen von Schüler_innen der Klassenstufen 4 bis 6 im Umgang mit erzähltextbezogenen Bildern sowie Bildwirkungen im Bereich der Kognition und Lesemotivation. Pädagogische Hochschule Ludwigsburg 2017 [Dissertation]. https://phfr.bsz-bw.de/files/712/Dissertation_Kist_2017.pdf (abgerufen am 02.01.2019).
- Knecht, Petr/Matthes, Eva/Schütze, Sylvia/Aamotsbakken, Bente (Hgg.): Methodologie und Methoden der Schulbuch- und Lehrmittelforschung/Methodology and Methods of Research on Textbooks and Educational Media. Bad Heilbrunn 2014.
- Köpke, Andreas: Selbstbestimmung und Subjektorientierung in Sprachbüchern für den Deutschunterricht. Frankfurt a.M. u. a. 1999.
- Korte, Hermann/Rauch, Marja (Hgg.): Literaturvermittlung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 2005.
- Korte, Hermann/Zimmer, Ilonka (Hgg.): Das Lesebuch 1800–1945. Ein Medium zwischen literarischer Kultur und pädagogischem Diskurs. Vorträge des 2. Siegener Symposiums zur literaturdidaktischen Forschung. Frankfurt a.M. 2006.

- Köster, Juliane: Aufgaben im Deutschunterricht. Wirksame Lernangebote und Erfolgskontrollen. Seelze 2016.
- Lasnier, Jean-Claude/Morfeld, Petra/North, Brian/Borneto, Carlo Serra/Späth, Preben: A Quality Guide for the Evaluation and Design of Language Learning and Teaching Programmes and Materials. Brüssel 2000.
- Lässig, Simone: Wer definiert relevantes Wissen? Schulbücher und ihr gesellschaftlicher Kontext. In: Fuchs, Eckhardt/Kahlert, Joachim/Sandfuchs, Uwe (Hgg.): Schulbuch konkret. Kontexte – Produktion – Unterricht. Bad Heilbrunn 2010, S. 199–215.
- Lesch, Hans-Wolfgang: Das Sprachbuch im Deutschunterricht. In: Lange, Günter/Neumann, Karl/Ziesenis, Werner (Hgg.): Taschenbuch des Deutschunterrichts. Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik, Bd. 1. Baltmannsweiler 2003, S. 124–143.
- Macgilchrist, Felicitas: Schulbuchverlage als Organisationen der Diskursproduktion: Eine ethnographische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 3 (2011), S. 248–263.
- Macgilchrist, Felicitas: E-Schulbücher, iPads und Interpassivität: Reflexionen über neue schulische Bildungsmedien und deren Subjektivationspotential. In: bildungsforschung 1 (2012), S. 180–204.
- Maitz, Péter/Foldenauer, Monika: Sprachliche Ideologien im Schulbuch. In: Kiesendahl, Jana/Ott, Christine (Hgg.): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven. Göttingen 2015, S. 217–234.
- Marci-Boehncke, Gudrun: Medienerziehung im Lesebuch. In: Ehlers, Swantje (Hg.): Das Lesebuch. Zur Theorie und Praxis des Lesebuchs im Deutschunterricht. Baltmannsweiler 2003, S. 125–144.
- Marci-Boehncke, Gudrun: »Kleine Empirien« zu aktuellen Schulbüchern – ein Blick auf Baden-Württemberg. In: Ehlers, Swantje (Hg.): Empirie und Schulbuch. Vorträge des Giessener Symposiums zur Leseforschung. Frankfurt a.M. 2010, S. 237–256.
- Marenbach, Dieter: Das Lesebuch für die Grundschule. In: Hacker, Hartmut (Hg.): Das Schulbuch. Funktion und Verwendung im Unterricht. Bad Heilbrunn 1980, S. 69–86.
- Matthes, Eva/Heinze, Carsten (Hgg.): Didaktische Innovationen im Schulbuch. Bad Heilbrunn 2003.
- Menzel, Wolfgang: Wie schreibe ich ein Schulbuch? In: Fuchs, Eckhardt/Kahlert, Joachim/Sandfuchs, Uwe (Hgg.): Schulbuch konkret. Kontexte – Produktion – Unterricht. Bad Heilbrunn 2010, S. 219–228.
- Metz, Kerstin/Maier, Uwe/Kleinknecht, Marc/Bohl, Thorsten/Hoppe, Henriette: Einsatz eines fächerübergreifenden Kategoriensystems zur Analyse von Aufgaben im Fach Deutsch. In: Ballis, Anja/Peyer, Ann (Hgg.): Lernmedien und Lernaufgaben im Deutschunterricht. Konzeptionen und Analysen. Bad Heilbrunn 2012, S. 25–47.
- Müller, Christoph: Sprachbuch und Mathematikbuch im Vergleich. Untersuchung zu Manifestationen eines mathematischen Denkstils in Grammatiklektionen des Sprachbuchs. Frankfurt a.M. 2005.
- Müller, Karla: Von der »Emanzipation der Frau« zur »Genderbewusstheit«. Ein literaturdidaktisches Thema im historischen Wandel – und seine Zukunft. In: Aamotsbakken, Bente/Matthes, Eva/Schütze, Sylvia (Hgg.): Heterogenität und Bildungsmedien/Heterogeneity and Educational Media. Bad Heilbrunn 2017, S. 291–300.

- Neumann, Dominik: Bildungsmedien Online. Kostenloses Lehrmaterial aus dem Internet: Marktsichtung und empirische Nutzungsanalyse. Bad Heilbrunn 2015.
- Noack, Christina: Geschichte des Lesen- und Schreibenlernens in Deutschland von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. In: Röber, Christa/Olfert, Helena (Hgg.): Schriftsprach- und Orthographieerwerb: Erstlesen, Erstschreiben. Baltmannsweiler 2015, S. 30–54.
- Ossner, Jakob: Grammatik in Schulbüchern. In: Köpcke, Klaus-Michael/Ziegler, Arne (Hgg.): Grammatik in der Universität und für die Schule. Theorie, Empirie und Modellbildung. Berlin, Boston 2007, S. 161–183.
- Ott, Christine: Sprachlich vermittelte Geschlechterkonzepte. Eine diskurslinguistische Untersuchung von Schulbüchern der Wilhelminischen Kaiserzeit bis zur Gegenwart. Berlin, Boston 2017.
- Ott, Christine: Schulbuch. In: von Brand, Tilman/Radvan, Florian (Hgg.): Handbuch Lehr- und Lernmittel für den Deutschunterricht. Bestandsaufnahmen, Analysen und didaktische Reflexionen. Seelze 2019, S. 26–50.
- Ott, Christine/Heinz, Tobias/Kiesendahl, Jana (Hgg.): Themenheft Sprachliche Bildung und linguistische Schulbuchforschung: Bildungssprache und Verständlichkeit im Fokus, Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 62/4 (2015).
- Peyer, Ann: Wünsche der Sprachdidaktik an die Schulbuchforschung. In: Kiesendahl, Jana/Ott, Christine (Hgg.): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven. Göttingen 2015, S. 319–337.
- Pfaff, Harald: Sprachunterricht und Sprachunterrichtswerke. In: Bredel, Ursula/Günther, Hartmut/Klotz, Peter/Ossner, Jakob/Siebert-Ott, Gesa (Hgg.): Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch, Bd. 2. Paderborn 2006, S. 658–672.
- Pflaeging, Jana: How to Visualize Linguistic Theories: Multimodale Linguistikvermittlung in universitären Lehrwerken. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 62/4 (2015), S. 379–394.
- Radvan, Florian: An-sehen, hin-schauen, über-blicken. Bilder im Deutschunterricht und in Lehrwerken. In: Ballis, Anja/Peyer, Ann (Hgg.): Lernmedien und Lernaufgaben im Deutschunterricht. Konzeptionen und Analysen. Bad Heilbrunn 2012, S. 183–201.
- Rehfeld, Swantje: Aufgaben als Qualitätsindikatoren medienintegrativer Lesebücher. In: Dawidowski, Christian/Ehlers, Swantje (Hgg.): Das Lesebuch als Bildungsmedium. Vorträge des Giessener Symposiums zur Lesebuchforschung. Frankfurt a.M. 2013, S. 169–184.
- Reuschling, Gisela: Sprachbücher für die Grundschule 1920–1978. Ein Beitrag zur Geschichte des Sprachbuchs. München 1981.
- Reuschling, Gisela: Sprachbücher für die Sekundarstufe I. In: Diskussion Deutsch 94 (1987), S. 180–191.
- Rödel, Laura: Visualisierungen und ihr Verhältnis zu didaktischen Zugängen zur Satzgrammatik. Eine theoretische und empirische Untersuchung grammatikdidaktischer Visualisierungen in Sprachbüchern des Deutschen als Erst-, Zweit- und Fremdsprache. Pädagogische Hochschule Freiburg 2019. <https://phfr.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/739> (abgerufen am 16.07.2019).
- Schmellentin, Claudia: Kompetenzorientierung im Deutschunterricht: Auswirkungen auf Aufgaben im Bereich Grammatik. In: Keller, Stefan/Bender, Ute (Hgg.): Auf-

- gabenkulturen. Fachliche Lernprozesse herausfordern, begleiten, reflektieren. Seelze 2012, S. 113–127.
- Schober, Otto: Lesebuch. In: Lange, Günter/Neumann, Karl/Ziesenis, Werner (Hgg.): Taschenbuch des Deutschunterrichts. Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik. Bd. 2: Literaturdidaktik. Baltmannsweiler 2003[a], S. 508–531.
- Schober, Otto: Innovationen beim Lesebuch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Matthes, Eva/Heinze, Carsten (Hgg.): Didaktische Innovationen im Schulbuch. Bad Heilbrunn 2003[b], S. 173–186.
- Schön, Sandra/Kreissl, Katharina/Dobusch, Leonhard/Ebner, Martin: Mögliche Wege zum Schulbuch als Open Educational Resources (OER). Eine Machbarkeitsstudie zu OER-Schulbüchern in Österreich. Salzburg 2017. 13t.eu/oer/images/band15.pdf (abgerufen am 02.01.2019).
- Schulte, Brigitte: Interkulturelles Lernen in Lesebüchern. Eine empirische Untersuchung integrativer Deutschlehrwerke der Sekundarstufe I. Baltmannsweiler 2014.
- Stötzel, Georg (Hg.): Schulbezogene Sprachwissenschaft. Düsseldorf 1982.
- Stürmer, Verena: Kindheitskonzepte in den Fibeln der SBZ/DDR 1945–1990. Bad Heilbrunn 2014.
- Tebrügge, Andrea: Unterrichtsplanung zwischen didaktischen Ansprüchen und alltäglicher Berufsanforderung. Eine empirische Studie zum Planungshandeln von Lehrerinnen und Lehrern in den Fächern Deutsch, Mathematik und Chemie. Frankfurt a.M. u. a. 2001.
- Teistler, Gisela: Schulbücher als bildungsgeschichtliche Quellen: das Beispiel der Fibel. Braunschweig 2009. <http://www.edumeres.net/urn/urn:nbn:de:0220-2009-00573> (abgerufen am 02.01.2019).
- Ulrich, Winfried: »Verständlich, funktional, effektiv und motivierend!« Typisierung und Beurteilung von Aufgabenstellungen im Sprachunterricht. In: Deutschunterricht 11 (1996), S. 546–555.
- Wedenig, Hans Hellfried: Und wie »lernt« das Schulbuch? Potenziale für Innere Differenzierung durch adaptive Schulbücher: Experimentelle Evaluation der Präferenzen Lehrender und Lernender. Bad Heilbrunn 2018.
- Weinbrenner, Peter: Grundlagen und Methodenprobleme sozialwissenschaftlicher Schulbuchforschung. In: Olechowski, Richard (Hg.): Schulbuchforschung. Frankfurt a.M. 1995, S. 21–45.
- Wrobel, Dieter/Müller, Astrid (Hgg.): Bildungsmedien für den Deutschunterricht. Vielfalt – Entwicklungen – Herausforderungen. Bad Heilbrunn 2014.
- Zybatow, Tatjana: Die Besetzung des Vorfeldes als potenzieller Stolperstein für das Verständnis von Lehrtexten. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 62/4 (2015), S. 330–345.
- Univ.-Prof. Dr. Christine Ott, Ludwig-Maximilians-Universität München (Vertretung), ch.ott@lmu.de